
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07025120 6

YFE
Dilth



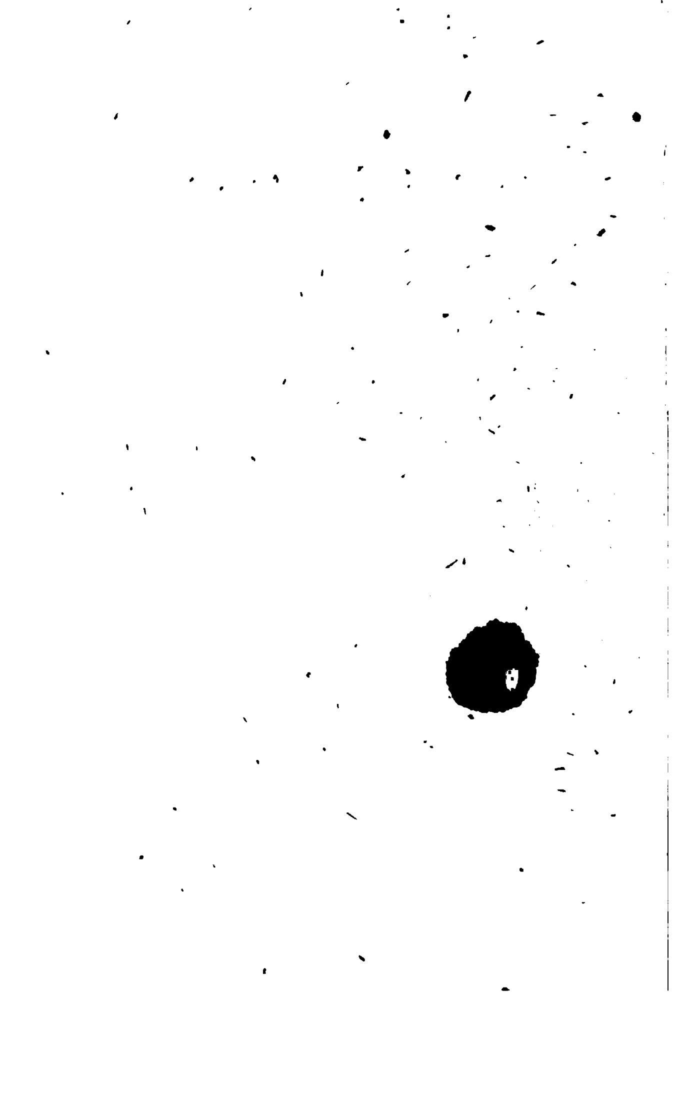
Moralisches Gängelband

für Kinder

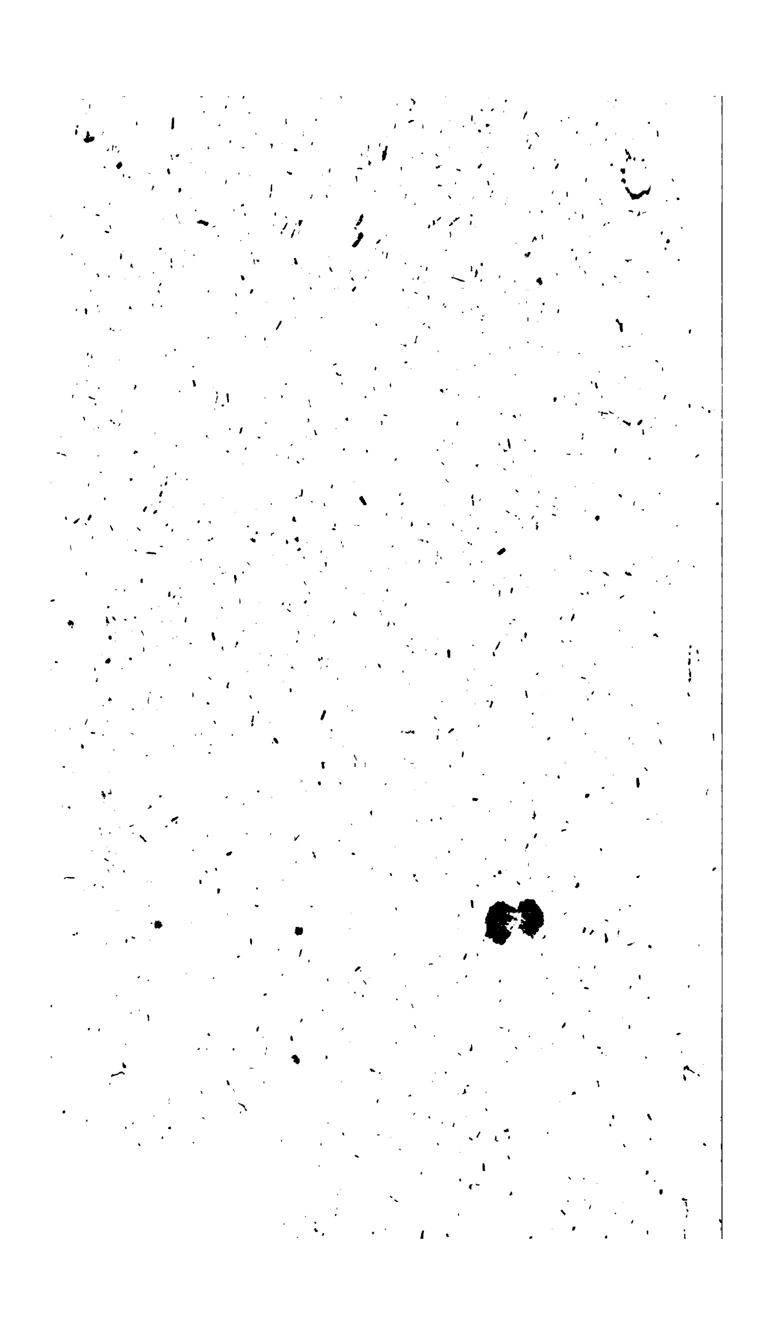
von

Karl Dilthey.

Rudolstadt,
bey Langbein und Kläger.
1799.



Dialogen
für
Kinder.



Linchens Abschied.

Nun, Linchen, so traurig, was ist denn vorgefallen?

Linchen. Ach! Väterchen! Sie wissen es ja.

Vater. Hat sich etwa dein schelmischer Sperling einmal wieder versteckt? —

Linchen. O, wenns weiter nichts wäre? — Aber sagten Sie nicht vorhin, daß morgen der drey und zwanzigste October wäre?

Vater. Und?

Linchen. Daß da die Hochzeit der Tante fiele?

Vater. Ist dir denn dies etwa nicht gelegen.

Linchen. Dies wäre mir wohl recht: aber Sie sagten auch, daß Tantchen einige Tage darauf weg zöge, und darüber bin ich traurig.

Vater. Darüber also. Ich dachte aber, du hättest die Tante lieb?

Linchen. Ja freylich, und deshalb wünschte ich eben, daß Tantchen nicht weg zöge.

Vater. Da hättest du sie aber nicht lieb. Denn siehe die Tante heyrathet einen recht guten Mann, der für sie sorgen, und sie zeitlebens glücklich machen will. Indem du also nicht haben willst, daß sie wegziehen soll, wünschest du auch ihr Glück nicht.

Linchen. Doch, doch, liebes Väterchen, das wünschte ich recht sehr; nur müßte die Tante nicht wegziehen.

Vater. Das geht nun aber nicht anders an. Ihr künftiger Mann hat hier kein Amt und kein Brod, und könnte sie also hier auch nicht glücklich machen.

Linchen. Kriegen wir denn aber die Tante gar nicht wieder zu sehen, wenn sie einmal weg ist.

Vater. O doch, ich denke wenigstens, wir werden sie alle Jahre einmal zu sehen kriegen. Künftigen Sommer, wenn wir leben, wollen wir sie besuchen, da sollst du auch mit reisen.

Linchen. Das ist herrlich, das soll eine rechte Lust werden. Die liebe Tante, wenns ihr nur immer recht wohl gehet!

Vater. Das hast du freylich wohl Ursache zu wünschen; denn du hast ihr besonders viel zu danken. Du würdest manchen Fehler noch nicht abgelegt haben, wenn sie dich nicht immer mit denselben bekannt gemacht hätte.

Linchen. Deswegen hab' ich sie auch so lieb.

Vater. Aber mir kam's doch zuweilen vor, daß du manchmal ein bischen empfindlich warest, wenn sie dir einen Fehler gezeigt hatte.

Linchen. I das glaube ich, da ich noch

klein war; aber da wußte ich auch noch nicht, daß diejenigen unsre besten Freunde oder Freundinnen wären, die uns unsre Fehler aufrichtig und freundschaftlich anzeigten.

Vater. Wo hast du denn dies erfahren?

Linchen. In der Schule.

Vater. Warum wären denn aber die unsre besten Freunde, die uns unsre Fehler anzeigten?

Linchen. Weil wir dann im Stande sind, dieselben abzulegen?

Vater. Ist es denn so nöthig, sie abzulegen?

Linchen. Ja, wohl!

Vater. Warum denn?

Linchen. Weil jeder Fehler den Menschen schlechter macht, als er ohne demselben seyn würde.

Vater. Du bist also der Tante viel Dank schuldig, willst du ihr dies nicht noch vor ihrer Abreise sagen, ich dächte morgen wäre es am schick-

lichsten, da morgen für die Tante ein so wichtiger Tag ist.

Linchen. Das thäte ich gern, aber ich kann nur nicht wie ich wohl wollte.

Vater. Nun, wie wolltest du denn wohl?

Linchen. Ja ich kanns nicht so vorbringen, im Herzen hab' ichs wohl.

Vater. Das ist schlimm, ins Herz kann dir die Tante nicht sehen, du mußt es ihr sagen.

Linchen. Ach wenn ich doch nur so Verse machen könnte, wie Onkle Karl, aber wir sind in der Schule noch nicht am Versemachen.

Vater. Das bedaure ich. Wenn du nun aber welche machen könntest, was wolltest du denn wohl in den Versen sagen?

Linchen. Daß ich nicht gern sähe, daß die Tante weg zöge, und — und —

Vater. Dadurch würdest du dich nicht insinuiren.

Linchen. Ja ich sagte hernach auch noch, warum ich es nicht gern sähe, weil sie nemlich mich und meine Geschwister immer so schön belehrt hätte, und ich wünschte, daß sie dies auch ferner thäte.

Vater. Da sie dies aber nun ein für allemal nicht mehr kann, was wäre da deine fernere Meinung?

Linchen. I da dankte ich ihr noch für ihre bisherigen Bemühungen. Denn Sie sagen ja immer, daß die Dankbarkeit die erste Pflicht der Kinder wäre; und zuletzt wünschte ich ihr recht wohl zu leben, und bestellte ein recht schön Compliment an ihren Bräutigam.

Vater. Das letzte könnte nun allenfalls wohl wegbleiben, da ihr Bräutigam ja selbst zugegen wäre, wenn du ihr dein Wünschgen darbrächtest.

Linchen. Ja, das ist auch wahr, daran habe ich gar nicht gedacht.

Vater. Nun ich will einmal zu sehen, ob ich so einen Wunsch nach deinem Kopfe zusammenräumen kann.

Linchen. O das thun Sie doch ja, liebes Goldväterchen.

Vater. Izt geh nur zu Bette, morgen früh kannst du einmal wieder anfragen.

Linchen. Ich werde gewiß früh genug bey der Hand seyn. Schlafen Sie wohl Väterchen. Aber, hören Sie wohl, vergessen Sie's ja nicht etwa, und ja recht hübsch. (ab.)

Kaum war der Tag angebrochen, so war Linchen schon wieder da, und erkundigte sich nach dem versprochenen Wünschgen. Der Vater hätte gar zu gern noch ein Weilchen geschlafen, weil er erst spät zu Bette gegangen war; allein sein ungeduldiges Linchen, wollte sich nicht abweisen lassen, da sie der Vater selbst bestellt hätte. Er versicherte ihr zu wiederhohltenmalen, daß das Wünschgen schon fertig im Pulte liege. Linchen aber meinte, daß sie ihrem Herzensväterchen wohl glaube, daß sie dasselbe denn doch auch sehen möchte. Der Vater mußte sich also, wenn er Ruhe haben wollte, bequemen, aufzusteigen, um das verfertigte Gedichtchen herbey zu hohlen.

Vater. Nun da ist es, du kleiner Plage

geist. Ließ es einmal her, und sag mir dann, ob ichs nach deinem Kopfe gemacht habe.

Linchen. (liest laut.)

Sieh! Tantchen! sieh wir bringen Dir,
Ein kleines Wünschgen zwar;
Doch wisse, lieber brächten wir,
Es lange noch nicht dar.

Denn Vater sagte gestern noch
Nun zögst du balde fort,
Und, o dies wäre wirklich doch
Für uns der größte Tort.

Du bist so sanft, du bist so gut,
Belehrst uns oft so schön,
Drum denke nur, wie weh es thut,
Dich ferner nicht zu sehn.

Doch Tantchen, doch dein heitrer Blick
Vermindert unsern Schmerz,
Entgegen gehst du deinem Glück,
Das sagt uns unser Herz.

Und dafür bürgt der Mann, den du
Vor allen dir ersehn,

Ja, Ja, du wirst im jeden Nu
Auf Rosenwegen gehn.

Schon heut' umschlingt ein Rosenband
Auf ewig Dich und Ihn,
Auf ewig reichst du deine Hand
Dem dir Erkohrnen hin.

Und schliche auch ein Dörnchen sich
In Hymens Kranz mit ein;
J nun, so wird es ja für Dich
Nicht so gefährlich seyn.

So zieh denn hin, und lebe wohl.
Nimm unser klein Gedicht,
Als Dankbarkeit, als Liebezoll,
Und — und vergiß uns nicht.

Vater. Was sagst du nun, habe ich deine Meinung getroffen, wie gefällt dirs?

Linchen. Ach schön, schön! herrlich, vortreflich! Aber sehen sie wohl, liebes Väterchen, ich verstehe nur nicht alles so recht.

Vater. So? So? und doch ists herrlich? Wo steckt nun die Herrlichkeit, wenn du es nicht verstehst.

Linchen. Ja manches verstehe ich wohl, aber da steht, daß ein Rosenband die liebe Tante und ihren Bräutigam umschlingen sollte, wo wollen wir denn da in der Eile so viel Rosen herkriegen, in unsern ganzen Garten ist ja kein einziges Knöspchen mehr? Denken Sie doch nur, wir haben ja bald Martini.

Vater. Närrchen, unter Rosenband, verstehe ich ein angenehmes, ein liebliches Band, das Band der Ehe.

Linchen. Und da steht auch etwas von Hymens Kranze, aus was für Blumen wird denn der gemacht? Mutter hat wohl einigemal von Kränzen geredet, die von Cedern, Myrtenblüthe, Orangeblüthe, Rosenknöspchen gemacht wurden, aber von Hymens Kränzen hat sie doch nichts gesagt. Bey wem läßt denn wohl die Tante den ihrigen machen, da könnte man ja leicht bestellen, daß keine Dornen mit hinein gemacht würden.

Vater. Ey du Gänschen! Sieh, Hymens Kranz ist so viel wie Hochzeitkranz, oder der neue Stand der Braut selber und der Gedanke, der in diesem Verse liegt, ist der: Wenn dich auch einmal in deinem neuen Stande, ein kleines Leiden

eine kleine Widerwärtigkeit treffen sollte, so wird dies doch für dich von keiner Bedeutung seyn.

Linchen. Ja nun verstehe ichs. Aber warum sagten Sie es denn nicht lieber gleich so, da hätten es doch alle Kinder verstanden?

Vater. Weil das Gedicht eigentlich nicht für euch Kinder gemacht ist, sondern für eine Braut, und diese wird es schon ohne weitere Erklärung verstehen.

Linchen. Nun, so will ich es nur gleich auswendig lernen. Aber, aber ich fürchte nur, daß mich die Thränen hindern werden, es gehörig herzusagen.

Vater. Wenn du auch ein bischen nebenher weinst, dies thut nichts, nur herauskommen mußt du nicht ganz und gar.

Die Blutkoralle.

Fritz. Das mag wohl ein rechter Mahler gewesen seyn, der den Türken da gemacht hat! Ha! ha! ha! Ein Türke mit einem Rosenkranze! Was doch die Mahler alles für Sachen machen?

Vater. Nun was lachst du denn Fritz?

Fritz. Ey sehen sie doch, da hat ein Mahler einen Türken mit einem Rosenkranze gemahlt.

Vater. Ja, wirklich, ist denn das aber so was lächerliches?

Fritz. O denken sie doch, ein Türke mit einem Rosenkranze!

Vater. Ich mag es bedenken wie ich will, so finde ich gar nichts lächerliches dabey.

Fritz. Ich denke die Catholicken haben nur Rosenkränze?

Vater. Dachte ichs doch, daß du einmal wieder zu voreilig würdest geurtheilt haben. Sieh, Fritz, wenn man nicht Kenntnisse genug von einer

Sache hat, so muß man mit seinem Urtheile nicht so geschwind herausfahren. Merke dir das. Ich habe schon öfters die Bemerkung gemacht, daß du ein bischen zu vorlaut bist, und Schwester Linchen mag wohl zuweilen nicht Unrecht haben, wenn sie dich einen kleinen Naseweis nennt.

Fritz. Ja! Line! die — das — die

Vater. Hat zuweilen ganz recht.

Fritz. Aber, bester Vater, Sie haben doch selbst mehrmals gesagt, daß viele Bilder in den Weimarschen Bilderbuche der Natur gar nicht gemäß wären. Sagten Sie dies nicht noch neulich, da unser Prinz den großen Wolf schoß? *) Hatte der wohl die geringste Aehnlichkeit mit dem in unsern Bilderbuche? Und mahlen denn nicht die Mahler Thiere und Sachen, die es niemals in der Welt gegeben hat? Hat nicht noch neulich einer einen Pelikan an das Schild unsers

*) Im März 1798 schoß der zweite Prinz des regierenden Grafen zu Stolberg Wernigerode einen männlichen Wolf, der in der benachbarten Gegend vielen Schaden gethan hatte.

Nachbars gemahlt, der eben seine Jungen mit seinem Blute tränkt? Steht nicht auf allen ihren Tabacksbriefen ein Einhorn, das doch auch die Mahler nur erdacht haben?

Vater. Alles wahr. Allein in dem vorliegenden Falle hat der Mahler ganz recht. Die Türken, so wie fast alle Verehrer des Mahomeds bedienen sich der Rosenkränze, wie die Catholicken.

Fritz. Das habe ich nicht gewußt. Wovon mag denn aber wohl der Rosenkranz hier gemacht seyn, er sieht ja roth aus?

Vater. Das Gemählde stellt einen vornehmen Türken vor, und diese bedienen sich gewöhnlich der Rosenkränze aus der rothen Koralle.

Fritz. Aus Korallen? Sind denn die gleich von Natur so?

Vater. Nein. Die Korallen werden in eignen Manufakturen nicht allein zu Rosenkränzen, sondern auch zu Halsketten, Ringen, Buckeln, Pferdegeschirr, und zu tausenderley Zierrathen und Putz verarbeitet. Dies geschiehet vorzüglich zu Marseille. Weißt du wohl, wo diese Stadt liegt.

Fritz. Ey, das glaube ich, in mittägigen Frankreich; es ist ja wohl dieselbige Stadt, von welcher das Lied den Namen hat, welches unser lieber Franz immer singt, wenn er uns besucht?

Vater. Dieselbige. Ob nun gleich die Franzosen *alle* Jahre eine ungeheure Menge Korallen verarbeiten, so verbrauchen sie doch selbst von diesen Arbeiten nur sehr wenig.

Fritz. Warum verfertigen sie denn also diese Waare!

Vater. Um Handel damit zu treiben. Die Türken, so wie alle morgenländischen Völker, besonders aber die Indier, schätzen diese Arbeiten aus der rothen Koralle ganz außerordentlich, ja letztere ziehen sie sogar den Edelsteinen weit vor.

Fritz. Das sind doch rechte Narren!

Vater. Fritz, Fritz, wenn dies Linchen gehört hätte!

Fritz. O! Linchen denkt gewiß eben so wie ich: Edelsteine haben doch wohl eher einen Werth als Korallen.

Vater. Das denkst du, jene denken nun aber nicht so. Wer mag nun da wohl recht haben. Die Edelsteine haben bey uns einen eingebildeten Werth, weil sie bey uns zum Putz gebraucht werden, und die geschliffenen Korallen haben bey jenen einen eingebildeten Werth, weil sie dieselben ebenfalls zu ihren Putz brauchen.

Fritz. Ich sehe es, lieber Vater, daß ich abermals gefehlt habe, ich will aber auch gewiß mehr auf mich Achtung geben.

Vater. Das thue ja, so wirst du manche Uebereilung weniger zu bereuen Ursache haben.

Fritz. Aber sagen sie mir doch nur, was ist denn für eine Masse zu den Korallen?

Vater. Eine steinartige Masse.

Fritz. Das konnte ich denken, aber wo findet man denn diese Masse?

Vater. Bloß im Meere. Jedes Meer aber hat fast seine eigne Art von Korallen. Denn man hat sie fast von allen Farben, worunter die weißliche die gewöhnliche und gemeinste, die rothe aber die nützlichste ist. Diese wird vorzüglich im

mittländischen Meere gefunden, und zwar am häufigsten und von der besten Art, an der Küste von Algier und Tunis.

Fritz. Da? Ach lag da nicht das alte Karthago, das ehmals die Römer zerstörten?

Vater. Richtig, und wenn du an derselben Küste weiter herunter suchst, so wirst du eine merkwürdige Stadt finden, die noch Alexander der Große erbauet hat, und die itzt aufs neue sehr bekannt geworden ist.

Fritz. Ach gewiß Alexandrien, wo vorigen Sommer der große Buonaparte landete. Aber wo kriegen denn nun die Franzosen die Korallen, wenn sie vorzüglich an der afrikanischen Küste gefunden werden?

Vater. Sie hohlen sie da?

Fritz. Leiden denn das die Küstenbewohner?

Vater. Bis itzt haben sie es gelitten, weil sie selbst die Korallen nicht zu verarbeiten verstehen. Die Franzosen schickten vor dem Kriege

jährlich an 80 kleine Fahrzeuge aus, um Korallen zu fischen.

Fritz. Fischen sie denn die Korallen, ich denke es ist eine steinartige Materie, die kann doch nicht im Meere herumschwimmen?

Vater. Das thut sie auch nicht. Allein man nennt das Herausholen derselben aus dem Wasser, das Korallenfischen. Dieses erfordert aber eine ganz eigne Maschine, die in das Meer herunter gelassen wird, und vermittelst welcher die Korallen herausgezogen werden. Diese Maschine ist sehr einfach, und ich glaube gewiß, daß du dir eine Vorstellung davon wirst machen können, wenn ich dir eine kurze Beschreibung davon gebe. Man nimmt nehmlich zwey Stücken Bauholz, die etwas höher wie unsre Stubenthür sind, und legt sie kreuzweise über einander. Diese Balken werden ganz lose mit Hanfseilen umwunden, so daß sie kaum zusammen halten. In der Mitte aber befestiget man ein starkes Seil, womit man die Maschine aus dem Schiffe ins Wasser läßt. In dem losen Seile bleiben nun die im Wasser befindlichen Korallen hängen, und werden so herausgezogen.

Fritz. Erlauben Sie Väterchen, dies verstehe ich noch nicht recht.

Vater. Nicht? So muß auch die Beschreibung nicht deutlich gewesen seyn. Sag, was verstehst du nicht?

Fritz. Nicht wahr, Bauholz ist doch leicht, und schwimmt auf dem Wasser, ist das nicht richtig, wie kann es denn herunter ins Wasser gelassen werden?

Vater. Sieh, sieh, bald hättest du deinen Vater gefangen. Ich habe also bey der Beschreibung vergessen mit anzuführen, daß unten an das Bauholz ein ansehnliches bleyernes Gewicht gehangen wird.

Fritz. Ja nun ist mir's deutlich. Aber eins noch, wenn Sie nicht böse werden wollen? Wie können denn mit den losen Hanfseilen die Korallen herausgezogen werden?

Vater. Dies will ich dir gleich begreiflich machen, stelle dir die Korallen als kleine fußhohe Bäumchen vor, die aber alle mit ihren Zacken und Zweigen unterwärts gehen. In diesen Zacken

bleiben die Seile hängen, verwirren sich in denselben, und so werden sie mit sammt dem Seile herausgezogen.

Fritz. Die Korallen sind ja aber keine Bäume?

Vater. Das sind sie auch nicht, sie haben nur einen Bau wie kleine Bäume, ohne Blätter. Sie selbst werden von kleinen Würmern gebildet, und dienen denselben zu ihren Wohnungen.

Fritz. Von kleinen Würmern? o Väterchen, wie wäre dies möglich?

Vater. Nun, nun, die Sache ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, ist völlig ausgemacht. Ehemals wußte man freylich gar nicht, wozu man die Korallen eigentlich rechnen sollte. Bricht man ein Zäckchen von so einer Korallen Staude ab, so sieht man gleich, daß die Staude aus drey Theilen besteht. Der Kern derselben ist nehmlich steinig, roth, gelblich, auch weißlich von Farbe. Diesen Kern umgiebt eine weiße Netzhaut. Dann folgt die äusere Rinde. Diese ist weich, hochroth von Farbe, und voller kleiner Zellen. In dieser Rinde wohnt nun auch

der kleine Wurm, der wegen seiner vielen Füße, die wie kleine Fäden aussehen, Polyp genannt wird, und legt in die Zellchen seine Eyer. Wenn diese ihre gehörige Vollkommenheit erreicht haben, so werden sie gleichsam wie ordentliche Blüthen von dem Mutterstamme ausgetrieben, fallen davon ab, schwimmen einige Zeit im Wasser herum, bis sie einen Gegenstand finden, woran sie sich fest setzen können, wo sie dann bald wieder zu einem neuen Bäumchen erwachsen.

Fritz. Das ist doch äuserst wunderbar, und wenn Sie mir es nicht sagten, so glaubte ich's nicht.

Vater. Man muß auch nicht immer alles glauben, was einem erzählt wird, sondern allemal gehörig nachdenken, ob die erzählte Sache auch wohl möglich seyn könne. Da wird dies aber freylich nun wohl noch unwahrscheinlicher seyn, wenn ich dir sage, daß diese kleinen Thierchen, oder vielmehr ihre Wohnungen oft den größten Schiffen gefährlich werden.

Fritz. Das ist mir freylich ganz unerklärbar.

Vater. Sieh einmal Fritz, es giebt Stellen im Meere wo mehrere Millionen dieser Thierchen ihre Wohnungen aufschlagen, neben, über und unter einander. Diese Wohnungen erwachsen zuweilen zu ordentlichen Bergen im Meere, und werden Korallen-Riefen genannt. Wenn diese Korallen-Riefen auf dem Wasser nicht sichtbar sind, so können sie gar leicht den Schiffen gefährlich werden, weil sie auf denselben können sitzen bleiben.

Fritz. Jtzt bin ich doch den Mahler großen Dank schuldig, daß er den Türken da mit einem Rosenkranze gemahlt hat; denn er ist doch schuld daran, daß ich heute so manches neue und nützliche gelernt habe.

Das Hahnengefechte.

Fritz. Ach! Kommen Sie nur einmal heraus, lieber Vater, der große Puter will den schönen weißen Hahn todt machen!

Vater. Ey! ey! Wie kömmt denn der Puter auf den bösen Einfall!

Fritz. (ängstlich) O! kommen Sie doch nur geschwind, geschwind, sonst —

Vater. Nun so komm —

Die beyden Streiter waren gar bald auseinander gebracht; aber der Hahn, obgleich der schwächere Theil, konnte es nicht vergessen, daß er etwas zu derb von dem plumpen Amerikaner *)

*) Es ist nehmlich bekannt, daß der Puter nicht aus Indien oder Italien abstammt, wie man dieses aus den Namen Kalekutscher oder Welscher Hahn schließen könnte, sondern aus dem nördlichen Amerika. Aus diesem Lande wurde er 1524 nach England, und 1530 nach Deutschland gebracht.

war angegriffen worden, und wollte immer wieder den Streit erneuern.

Vater. Sieh nur, wie dumm der Hahn ist, wie wenig er seine eignen Kräfte kennt, wie er auch itzt noch nicht klüger geworden, ob ihn gleich sein Gegner seine Uebermacht so ziemlich hat fühlen lassen, er will immer wieder von neuem mit ihm anbinden.

Fritz. Ja, vorhin hatte ihn der Puter auch gar nichts gethan, er fiel ihn von freyen Stücken an.

Vater. Wie würdest du wohl diese Eigenschaft des Hahnes nennen?

Fritz. O! das weiß ich wohl; es ist die Zank- oder Streitsucht. Nicht so?

Vater. Ich denke. Gefällt dir aber diese Eigenschaft wohl?

Fritz. Nein, mein Väterchen, der garstige Hahn, ich will ihm auch gar nicht mehr gut seyn.

Vater. Es schien doch aber vorhin, als ob du auf der Seite des Hahnes wärest?

Fritz. Ja — aber nur weil er der schwächere Theil war. —

Vater. Desto weniger hätte er den Anfang zum Streite machen müssen. Nun den Hähnen ist diese Eigenschaft wohl noch zu verzeihen, weißt du aber wohl, wem sie noch weit weniger zu vergeben ist?

Fritz. Vermuthlich meynen sie den Kindern, weil die doch mehr Verstand haben. Deshalb bin ich auch gar nicht gern bey Hofraths Edmunden, der fängt auch immer zu streiten und zu zanken an, besonders beym Spiele.

Vater. Da thust du freylich wohl, wenn du von ihm weg bleibst. Zänkern kann man nicht besser lohnen, als wenn man ihnen aus dem Wege geht.

Aber hast du wohl schon gehört, daß man die Streitsucht der Hähne bey vielen Völkern zu gewissen/Spielen benutzt hat, die man, weil bey denselben allemal zwey Hähne, als Kämpfer auftreten müssen, Hahnengefechte genennet hat.

Fritz Aber itzt sind doch dieselben nicht mehr Mode?

Vater. Ey wohl! In England, und auf mehrern auser europäischen Inseln.

Fritz. In England? — Sie sagten doch aber einmal, mir däucht, es war auf der Kirmse, daß die Engländer so gewaltig kluge Leute wären; wie können denn diese also ihre Freude daran finden, wenn sich die Hähne beißen?

Vater. Sieh Fritz, die Engländer sind große Liebhaber von Wetten. Sie lieben also die Streitsucht der Hähne, weil sie bey den Gefechten derselben große Wetten anstellen können.

Fritz. Wo wissen sie denn aber, wenn sich gerade ein Paar Hähne mit einander beißen wollen? Da haben sie ja den ganzen Tag nichts weiter zu thun, als auf die Hähne Achtung zu geben.

Vater. Das ist der Fall nicht, lieber Fritz. Man hat eigne dazu abgerichtete Hähne, an welchen grade die Streitsucht, als die beste Eigenschaft gilt, diese sucht man nun durch hitziges Futter und viele andere Mittel recht böse zu machen, stutzt ihnen zu dem Ende die Flügel und Schwänze ab, und schnallt ihnen kleine stählerne Sporren

an. Gewöhnlich stellt man auch zwey Hähne von verschiedenen Farben gegen einander.

Fritz. Warum denn von verschiedenen Farben?

Vater. Damit jeder Wetter seinen Hahn, worauf er gewettet hat, daß er den andern besiegen werde, immer hübsch im Auge habe. Hat etwa einer von den Kämpfern keine Lust sich den wettsüchtigen Zuschauern zu gefallen blutig oder wohl gar todt beißen zu lassen, so wird gleich ein anderer, und zwar ein hitzigerer, aufgestellt.

Fritz. Vermuthlich ist also auch wohl das Hahnengefechte bey den Engländern aufgekommen?

Vater. Nein, sondern man sagt, daß es schon bey den alten Griechen zu Themistokles Zeiten aufgekommen sey.

Fritz. Dies ist doch nicht der Themistokles, dessen Lebensgeschichte Kornelius erzählt?

Vater. Derselbige. Von diesem Themistokles erzählt nun ein anderer alter Schriftsteller, der Aelian, daß er das Hahnengefechte bey den

Atheniensern, einer der vornehmsten griechischen Nationen, eingeführt habe. Er führte nehmlich einstmals sein Heer gegen die Perser; denn er war, wie du wohl schon wirst gehört haben, ein großer Feldherr. Auf dem Marsche wurde er zwey Hähne gewahr, welche mit einander stritten. Er machte sogleich die um sich befindlichen Krieger auf die beyden hitzigen Kämpfer aufmerksam, und sagte: Seht da Kammeraden! Zwey Kämpfer von ganz eigner Art. Seht, wie hitzig sie fechten, und doch gilt dieser Streit nicht für ihr Vaterland, nicht für ihre väterlichen Götter, nicht für die Gräber der Ihrigen, nicht um Ehre, nicht um Freyheit, nicht um ihrer Kinder willen, sondern nur, daß nicht einer von dem andern überwunden werde, und der eine dem andern nicht nachgebe. Dies wirkte bey seinen Begleitern so gut, beseelte sie mit solchem Muthe, daß sie wirklich die weit stärkeren Perser schlugen. Deshalb wurde nun verordnet, daß alle Jahre an einem bestimmten Tage auf einem öffentlichen Schauplatze Hähne mit einander fechten sollten, um so wohl die Ursache ihres ehemaligen großen Sieges in frischem Andenken zu erhalten, als auch die spätern Nachkommen dadurch zu ähnlichen großen Thaten aufzumuntern.

Fritz. Das ist doch niedlich. Ich möchte aber doch wohl wissen, ob nicht auch andere Vögel zu solchen Gefechten könnten gebraucht werden.

Vater. O ja, man hat noch verschiedene Vögel, die besonders hitzig sind, welche man auf verschiedenen Inseln, dazu braucht. Z. B. Das Rothhuhn auf der Insel Cypern, und das Wachtelmännchen in China und Italien.

Die gefundene Perlenschnur.

Väterchen! Väterchen! Ach sehen sie nur, was ich gefunden habe! Eine schöne, schöne Perlenschnur!

Vater. Nun, das heiße ich doch einen glücklichen Fund! Aber wo in aller Welt fandest du denn die kostbare Schnur?

Linchen. Sie wissen doch die große Laube in der Kirschallee, sehen sie, da lag sie hinter einer Bank.

Vater. Wer mag die wohl verlohren haben? doch halt, wo ist denn das Intelligenzblatt? da stand ja so etwas von einer verlohrnen Perlenschnur drinnen. (Nachdem er das Intelligenzblatt herben gehohlt, einen Augenblick darinnen gelesen, und die Schnur nochmals besehen hatte.) Sie ists in der That.

Linchen. Welche denn?

Vater. Die eine vornehme Dame vorige

Woche verlohren hat, und sie ist wieder zu erhalten wünscht.

Linchen. (traurig.) Soll ich sie denn wieder hingeben?

Vater. Hast du etwa keine Lust dazu? Würdest du dein Demantkreutzchen, das dir die Tante an deinem Geburtstage geschenkt hat, wohl gern verliehren?

Linchen. Ach! da weinte ich mich todt.

Vater. Wenn du es aber nun verlohren hättest, würdest du nicht alles mögliche thun, um es wieder zu erhalten?

Linchen. O! da würde ich Haus für Haus gehen und fragen, wer mein schönes Kreutzchen gefunden hätte.

Vater. Was würdest du aber wohl von denjenigen Leuten denken, welche das Kreutzchen gefunden, und dir es nicht wieder geben wollten?

Linchen. (beschämt.) So will ich also die schönen Perlen lieber wieder hingeben. (schmeichelnd) Aber nicht wahr, morgen ist Johannis, und

wir kriegen Besuch, da darf ich sie doch wohl erst einmal umhängen?

Vater. Das kann ich dir nicht erlauben, da mußt du die Dame erst darum befragen, und bitten, die sie verlohren hat.

Linchen. Wozu wäre denn dies nöthig?

Vater. Weil die Perlen ihr Eigenthum sind, und man eines andern Eigenthum nicht wider seinen Willen brauchen darf. —

Linchen. Sie weiß ja aber gar nicht, daß sie jemand gefunden, und wird es also noch weniger erfahren, daß sie jemand umgehängt hat.

Vater. So weißt du doch, daß sie nicht dein gehören, du weißt sogar ihren Eigenthümer. Wenn es nun schon lächerlich ist, mit Dingen groß zu thun, die wirklich die unsrigen sind, so verräth es doch wohl die größte Eitelkeit, mit Dingen prahlen zu wollen, die uns nicht zu gehören. Linchen! Linchen! deine Eitelkeit blickt allenthalben durch.

Linchen. Sie sind doch nicht böse, bestes Väterchen! ich dachte nur — ich dachte —

Vater. Nun — du dachtest nicht nach; ein gewöhnlicher Fehler der Jugend, der ihnen manche trübe Stunde macht, manche Freude verbittert.

Linchen. Nein — verzeihen sie Väterchen — ich dachte — sehen sie, da hatte Fritz Glimmer letzthin einen seidenen Geldbeutel gefunden, und behielt ihn wohl vier Wochen; steckte sein Taschengeld hinein, und führte ihn immer bey sich, bis er ihn endlich wieder hingab. Da dachte ich auch; es wäre noch immer Zeit, wenn ich die Perlen nur erst nach einigen Wochen wieder hingäbe, und mich unterdeß zuweilen damit putzte.

Vater. War es denn recht, daß Fritz den Geldbeutel so lange behielt? War denn der Eigenthümer damit zufrieden? Sieh, Linchen, es ist nicht genug, daß man eine Sache, die man gefunden hat, wieder abgiebt, man muß sie auch den Eigenthümer so wieder geben, wie man sie gefunden hat, ohne sie zu beschädigen, zu verderben, abzunutzen oder überhaupt zu brauchen, besonders Sachen von Werth, wie diese Perlen, die du leicht wieder verliehren, oder die dir auch wohl zum Unglück genommen werden könnten.

Linchen. Haben denn die Perlen einen so großen Werth?

Vater. Bey vielen Menschen wenigstens; vorzüglich scheinen sie bey der Eigenthümerin dieser Perlen einen großen Werth zu haben, da sie demjenigen, der sie wiederbringt, zehn Thaler versprochen hat.

Linchen. O! das ist ja erstaunlich viel! was kann ich mir alles dafür kaufen?

Vater. Willst du denn die zehn Thaler nehmen?

Linchen. Ja freylich Väterchen, was einem die Leute anbieten, kann man doch wohl nehmen?

Vater. Was wird aber die Dame denken? muß sie nicht glauben, daß du die Perlen nur um der zehn Thaler willen wieder brächtest? Und wolltest du wohl, daß deine Ehrlichkeit im geringsten bezweifelt würde? Ach! fange doch unser Linchen bald an, das Gute zu lieben und auszuüben, auch wenn sie wüßte, daß keine Belohnung darauf erfolgte! die Belohnung, die dir dein eignes Herz giebt, muß ins künftige weit

größere Reize für dich haben, als alle übrige Belohnungen.

Linchen. Ich darf also gar nichts nehmen? — Aber wenn nun die Dame darauf dringt, wenn sie mir nun mit Gewalt etwas geben will? Doch auch dann will ich nichts nehmen, bloß ihre Liebe will ich mir ausbitten. Aber lieber Vater, sagen sie mir nur, woher die Perlen einen so großen Werth haben?

Vater. Ich habe dir schon gesagt, daß sie nicht bey allen Menschen Werth haben. So achtete sie jener hungrige Araber gar nicht, der einen ganzen Beutel voll fand, aber lieber statt derselben Datteln gefunden hätte, weil er mit denselben doch seinen Hunger hätte stillen können. Da man sie aber einmal seit den ältesten Zeiten bey vielen Völkern zum Putz und Schmuck gebraucht hat, und sie doch nicht überall und auch nicht häufig gefunden werden, so haben sie einen eingebildeten Werth erhalten. Sollte aber irgend einmal eine Zeit kommen, wo man sie nicht mehr zum Putz anwendete, so wäre es auf einmal um diesen Werth geschehen.

Linchen. Es ist also wohl eine der ältesten Moden sich mit Perlen zu schmücken; wo mag aber dieselbe doch wohl aufgekommen seyn?

Vater. Das kann ich dir so genau nicht sagen. Vermuthlich bey den Morgenländern, denn schon die ältesten Geschichtschreiber erzählen, daß sie von denselben wären getragen worden. Sie stehen auch immer noch bey diesen Völkern in großem Werthe, Frauenzimmer und Mannspersonen schmücken sich damit. Auch findet man an den Küsten dieser Länder, besonders im persischen Meerbusen, die beträchtlichsten Perlenfischereyen.

Linchen. Werden denn die Perlen gefischt? ich glaubte sie würden in eignen Fabriken gemacht?

Vater. Ja, liebes Kind, es werden auch welche in Fabriken verfertigt, und zwar von den Schuppen eines Fisches, der auch in unsrer Gegend sehr bekannt ist. Diese nennt man unächte Perlen, und sie haben gegen diejenigen deiner gefundenen Schnur einen gar geringen Werth, ob sie gleich dieselben Dienste thun.

Linchen. Werden denn aber auch wohl

ächte Perlen in den Gewässern Deutschlandes gefunden?

Vater. Es werden zwar welche gefunden, aber sehr wenig und man schätzt sie auch bey weitem nicht so hoch, als die orientalischen. Doch, liebes Linchen, ich dächte du trügest erst deine gefundene Schnur der Eigenthümerin wieder hin. Sie wird gewiß in Sorgen stehen, daß sie dieselben nicht wieder erhält. Wenn du zurück kommst oder ein andermal will ich dir noch mehr von den Perlen erzählen, wie sie gefischt werden, und wornach man sie eigentlich zu schätzen pflegt.

Linchen. Nun, nun, ich halte sie beym Wort. Adieu, Adieu.

Die Zugheuschrecke.

Fritz. Wissen sie wohl Väterchen! daß dem guten Kayser schon wieder ein neuer Feind in's Land gefallen ist, der große Verwüstungen darinnen anrichtet?

Vater. Nun, das wäre doch was ganz neues. Wo hast du denn die Nachricht aber her?

Fritz. Die habe ich heute von meinem Lehrer in der Naturgeschichte gehört. Sie schütteln den Kopf. Doch, doch Väterchen! Hören sie nur: Zu Anfange des Julius fiel so ein gewaltiger Schwarm Heuschrecken in Ungarn ein, daß die Regierung 4000 Bauern aufbieten ließ, um diesem gefährlichen Feinde entgegen zu gehen, und ihm zu entreißen, was ihm nur immer zu entreißen möglich seyn möchte. *)

*) Mehrere Zeitungsblätter vom August 1797 erwähnen dieses Aufgebots der Bauern gegen die Heuschrecken, aber kein einziges, wer eigentlich den Sieg davon getragen, oder was dieses Aufgebot für eine Wirkung gehabt habe.

Vater. Sieh, sieh der Fritz kann doch auch schon ein Späßchen machen. Aber, höre einmal Fritz, hast du denn weiter nichts von diesem sonderbaren Feinde gehört, wo mag er denn wohl hergekommen seyn, man hat ja doch gar keine Nachricht von seinem Marsche erhalten?

Fritz. I vermuthlich aus seinem Vaterlande, der großen Tartarey.

Vater. So weit her? Thun sie denn alle Jahre solche Einfälle?

Fritz. Nein, Väterchen. Seit 1794 haben sie nichts von sich hören lassen. In diesem Jahre aber fielen sie in so unermeßlichen Schaaren in die Bukkowina ein, daß sie einige Meilen weit, über eine viertel Elle hoch über einander lagen.

Vater. Warum mögen sie denn aber nicht alle Jahre kommen?

Fritz. Die Witterung ist ihnen in ihrem Vaterlande nicht alle Jahre gleich günstig zu ihrer Vermehrung. Diese muß nehmlich sehr trocken und dabey fruchtbar seyn.

Vater. Ich möchte denn doch aber diese

gefährlichen Feinde etwas genauer kennen lernen. Was sind es denn eigentlich für Thiere? Säugthiere, oder Vögel?

Fritz. J wo denken Sie denn hin, liebes Väterchen! Kleine Insecken sinds, die zu den Geschlechte der Grashüpfer gehören, nur aber etwas größer und weit schöner gezeichnet sind, als unsre großen grünen Grashüpfer.

Vater. Sollten diese Thierchen so gefährlich seyn?

Fritz. O! das wissen sie ja. Sie fressen ja alles ab, Gras, Blätter, Getraide, und Gartengewächse, und nicht selten entsteht daher Hunger und Theurung in den Ländern, wo sie eingefallen sind.

Vater. Wie kann denn aber so ein kleines Thierchen so großen Schaden thun?

Fritz. Ja, die Menge, die Menge macht sie so schädlich. Stellen Sie sich doch nur vor, 4000 Bauern mußten ja gegen sie ausmarschiren.

Vater. Sollte man denn gar keine Anstalten gegen sie machen können, etwa einen Kordon ziehen?

Fritz. Ha! ha! weiß man denn, wenn und wo sie einfallen wollen? Und dann so kommen sie auch gewöhnlich des Nachts; am Tage ruhen und fressen sie.

Vater. Warum bleiben sie denn aber nicht lieber in ihrem Vaterlande?

Fritz. Ja, sehen Sie nur, sie habens nun einmal so an der Art, daß sie immer von einem Orte zum andern ziehen, weshalb sie auch Zugheuschrecken heißen. Wenn sie nun gerade auf so einem Zuge begriffen sind, und es entsteht ein heftiger Ostwind, so werden sie gewöhnlich nach Ungarn, der Moldau, Wallachey und andern angränzenden Ländern, ja wohl gar nach Deutschland getrieben.

Vater. Nach Deutschland? Das wüßte ich doch noch niemals.

Fritz. Sie können es gewiß glauben. In den Jahren 1730, 1747 und 1748 sind sie da gewesen. Vielleicht waren Sie aber damals noch nicht auf der Welt.

Vater. Wohl möglich. Warum mögen sie aber nicht in Deutschland geblieben seyn?

Friz. Vermuthlich stund ihnen unser Klima nicht an; denn sie sind es viel wärmer gewohnt.

Vater. Also hätten wir wohl nicht zu fürchten, daß sie für gewöhnlich bey uns blieben?

Friz. Ich glaube nicht. Unser kälteres Klima und ihre Liebe zum reisen macht, daß sie nicht lange bey uns verweilen. Einzelne giebt es indessen immer noch, besonders im südlichen Deutschlande.

Vater. Kann man denn aber die Heuschrecken nicht essen? Mir däucht doch Johannes der Täufer hätte sich zuweilen eine Güte damit gethan?

Friz. Die Zugheuschrecke wird nicht geessen, wohl aber die Kamheuschrecke, die noch etwas größer ist. Diese wird im Morgenlande überall geessen und daselbst eben so zu Markte gebracht, wie bey uns die Krebse.

Vater. Also werden doch, auch auser den Krebsen, noch andere Insekten geessen?

Friz. O! daß wissen Sie ja besser, wie ich. Sie lachten ja noch kürzlich darüber, daß

die vornehmen Leute auch eingemachte Weidenkäfer äßen, und daß einem Herrn statt der Weidenkäfer eingemachte Maywürmer aus Versehen wären geschickt worden; die aber demselben gar nicht behagt hätten.

Vater. Da werden die Kamheuschrecken also auch wohl eingemacht?

Fritz. O! die werden auf gar vielerley Art zubereitet und gegessen, und es giebt gewiß keinen Fisch, den der ausgelernteste Koch auf mannigfaltigere Art zubereiten könnte. Einige rupfen ihnen Flügel, Füße und Fühlhörner aus, braten sie am Feuer, tunken sie dann in Butter und verzehren sie so, und dies ist die gewöhnliche Art der Zubereitung. So zugerichtet kann ein mittelmäßiger Esser an 200 Stück mit Appetit verzehren. Andere lassen sie erst im Wasser aufwallen, und braten sie dann in Butter. Sogar getrocknet werden sie, dann gemahlen oder zerstoßen, und Brodt= oder Pfannkuchen daraus gebacken. Auch hebt man sie getrocknet auf, und ißt sie dann, wenn man nichts anders hat. Jedes Land hat seine eigne Art der Zubereitung. Kurz sie werden gekocht, gebraten, eingesalzen,

getrocknet, geräuchert, und man betrachtet sie im ganzen Morgenlande als eine große Wohlthat Gottes, und wenn sie in großen Zügen ankommen, so fallen alle Lebensmittel im Preise.

Vater. Nun du mußt doch heute, troß der großen Hitze, so ziemlich in der Schule Achtung gegeben haben. Ich freue mich darüber.

Fritz. Ja, das glaube ich, lieber Vater, Naturgeschichte höre ich gar zu gern.

Vater. Auch andere Sachen mußt du gern hören, in jeder Stunde mußt du aufmerksam seyn, wenn du Nutzen von der Schule haben willst. Nun in der Hoffnung, daß du dies thun wirst, und zum Zeichen, daß ich heute mit dir zufrieden bin, will ich dich auch mit in die Kirschen nehmen. Mache dich nur fertig.

Fritz. O! das ist herrlich. Da verhilft mir die Naturgeschichte schon wieder zu einem neuen Vergnügen.

Der Holzmangel.

Vater. Du zitterst ja am ganzen Leibe, friert dich denn so außerordentlich?

Fritz. Das will ich meynen, es ist ja auch sehr kalt!

Vater. Wie so, es ist doch noch nicht Winter?

Fritz. Winter ist es wohl noch nicht, aber die Vorboten desselben lassen sich doch schon sehr häufig sehen.

Vater. Welche wären denn das?

Fritz. O sehen sie doch nur die Däther an, wie bereift sie sind!

Vater. Da werde ich dir nun auch nach gerade ein Paar warme Handschuhe und eine Pelzweste anschaffen müssen?

Fritz. Ey! warum nicht gar! Nein, so

weichlich ist Fritz nicht. Was würden da die andern Kinder sagen, wenn sie den Fritz Hartmann mit einer Pelzweste ankommen sähen, da fehlte ja alsdann weiter nichts, als die Pelzmütze, der Fuchsschwanz und die Pelzstiefeln, und ich wäre der leibhaftige Junker Veit, der immer mitten im Sommer erfrieren will.

Vater. Nun, Fritz, es ist immer gut, wenn du dich gewöhnst etwas Frost ertragen zu lernen; denn das Holz wird immer seltener, immer theurer.

Fritz. Immer seltener? Aber sehen Sie doch nur oben zum Fenster hinaus, rund um uns her sind ja nichts als Waldungen.

Vater. Waldungen genug, aber sie können doch beynahe nicht mehr so viel liefern, als verbraucht wird.

Fritz. Wird denn itzt mehr verbraucht, als sonst?

Vater. Ja wohl; die Menschen sind jetzt viel weichlicher als sonst, heitzen fast drey Viertel Jahr ein, kochen den ganzen Tag warme Getränke, und dann ja geht auch weit mehr Holz

zu den Brantweinsbrennereyen und übrigen Fabriken auf.

Fritz. Wenn dies die Ursachen des Holzmangels alle sind, die ließen sich ja doch wohl leicht heben?

Vater. Und wie wolltest du sie denn heben?

Fritz. Das will ich ihnen gleich sagen: die Leute müßten nicht mehr so viel und so lange einheitzen, und die Fabriken und Branteweinsbrennereyen müßten ganz und gar abgeschaft werden. Sie sagen ja so immer, daß der Brantewein wahres Gift für die meisten Menschen wäre?

Vater. Fritz, Fritz, dein Vorschlag wird wohl nicht durchgehen. Er wird gewiß eben so wenig Erfolg haben, als der Befehl des guten unvergeßlichen Kayser Josephs, der zur Ersparung des Holzes die Särge abgeschaft wissen wollte. Du hast wohl nicht bedacht, daß alle die vielen tausend Menschen, die einmal so weichlich erzogen und aufgewachsen sind, sehr unzufrie-

den seyn würden, wenn sie nur einen Tag weniger einheitzen sollten. Die Branteweinsbrennereyen und Fabriken können auch nicht abgeschaft werden, weil da viel tausend Menschen ihr Brod verlieren, und wir viel nützliche Werkzeuge und Geräthe entweder entbehren, oder sehr theuer von den Ausländern kaufen müßten.

Fritz. Wenn nun aber das Holz immer seltener wird, wo sollen denn da künftig die Menschen welches hernehmen?

Vater. Das weis ich nicht. Die werden wohl das Frieren lernen müssen.

Fritz. Da werden sie aber gewaltig böse auf uns seyn, daß wir ihnen das Holz alles verbraucht haben.

Vater. Ja wohl werden sie das, so wie wir schon auf unsre Vorfahren böse seyn können, daß sie nicht besser damit gewirthschaftet haben.

Fritz. Warum haben sie denn so schlecht damit gewirthschaftet?

Vater. Weil sie glaubten, es könnte gar nicht alle werden, indem ein großer Theil Deutsch-

landes mit Holz bewachsen war, und weil sie auch noch nicht die Kenntnisse zu einer guten Holzwirthschaft hatten.

Fritz. Sollten wir denn aber gar nichts thun können, damit unsre Nachkommen auch ein bischen Holz fänden?

Vater. O ja, wir müssen nur fleißig wieder ansäen und anpflanzen, besonders solche Holzarten, die schnell wachsen. Kennst du nicht dergleichen?

Fritz. Doch, doch, die Birke und die Akazie, wo nehmlich Boden ist, der sich für diese Holzarten schickt.

Vater. Besonders aber wird es auf euch Kinder ankommen, ob unsre Nachkommen noch etwas Holz finden sollen.

Fritz. Wie kann denn dies auf uns Kinder ankommen?

Vater. Wenn ihr euch härter gewöhnt, räthlicher mit dem Holze umgehen lernt, keine warmen Getränke

trinkt, und gleich bey der Hand seyd, wenn sich der schädliche Kiefernspinner, oder sonst ein dem Holze schädliches Insekt zeigt, um es zu vertilgen.

Fritz. Wer ist denn der schädliche Kiefernspinner?

Vater. Ein Insekt, und zwar ein Nachtvogel, der als Raupe zuweilen in den Kiefernwäldern gräuliche Verwüstungen anrichtet.

Fritz. Ein Insekt, und richtet so große Verwüstungen an, wie ist das möglich?

Vater. Siehe Fritz! die Insekten sind unsre gefährlichsten Feinde, weit gefährlicher als Bären, Wölfe und Luchse, weil sie ganz im Verborgenen arbeiten, und sich so gewaltig vermehren, daß sie beynahe gar nicht zu vertilgen sind. Die Insekten können Theurung, Hungersnoth, Ueberschwemmung und Holzmangel bewirken.

Fritz. O Väterchen, Sie scherzen, wie könnten Insekten, und wenn ihrer auch noch so viele Millionen wären, eine Ueberschwemmung bewirken?

Vater. Und hätten sie wirklich beynahe vor mehreren Jahren in Holland bewirkt. Du weißt doch, dies Land liegt sehr niedrig, und ist deshalb der Ueberschwemmung sehr ausgesetzt. Dagegen aber suchen sich die Holländer durch kostbare Dämme zu schützen. Diese Dämme, die von Erde, Kies, Steinen angelegt sind, müssen durch starke eichene Pfäle haltbar gemacht werden. In diese Pfäle kam nun ein Insekt, und fing an, sie zu durchbohren, so daß dieselben den Umsturz droheten. Wäre dies geschehen, so hätten die Dämme ihre Haltbarkeit verlohren, und das ganze Land wäre überschwemmt worden. Du kannst dir nun die Angst vorstellen, in der die Holländer schwebten, ehe dieser gefährliche und gar nicht zu vertreibende Feind seinen Abzug nahm. Zum Glück verlohr sich derselbe unvermuthet, und wie es schien, ganz von selbst, und hat sich auch seit der Zeit nicht wieder sehen lassen.

Fritz. Das war doch sonderbar genug. Wie können denn aber Insekten etwas zum Holzmangel beytragen?

Vater. Wenn sie so häufig sind, daß sie

die Waldungen verwüsten, wie dies der Fall mit dem Kiefernspinner ist. Diese richteten 1782 und 1784 große Verwüstungen in den Kiefernwäldern der Mark an, und vor einiger Zeit hat sich in dem Voigtlande und einigen benachbarten Ländern eben so eine schädliche Phaläne oder Nachtvogel, die Nonne mit Nahmen, eingefunden, der diesen Gegenden für die Zukunft traurige Aussichten verspricht.

Fritz. Wie können denn aber Kinder etwas zur Vertilgung derselben beytragen?

Vater. Wenn die Kinder diejenigen Vögel nicht wegfangen, welche sich von Insekten oder Insektenenyern ernähren, besonders die Meisen ruhig ziehen lassen, und wenn sie sogar, wenn es verlangt werden sollte, Gemeindenweise hinausgehen, sie aufsuchen und tödten.

Fritz. Wie und wo kann man sie denn finden?

Vater. Vor allen Dingen will ich dir und allen hiesigen Kindern, die diese beyden Arten schädlicher Schmetterlinge wollen kennen lernen, dieselbigen in meiner Schmetterlings-Sammlung

zeigen. Wenn man sie nur erst einmal gesehen hat, so kann man sie auch leicht finden, besonders wenn sie, wie dies gewöhnlich der Fall ist, in Menge vorhanden sind. Beyde kommen im Jul. und August zum Vorschein, also grade in der Zeit, wo die Kinder, wegen der Hundestage keine Schule haben.

Fritz. Nun, an mir soll's gewiß nicht fehlen, ich will mit den sauberen Nönnchen kurze Komplimente machen, wenn sie uns einmal die Ehre ihres lästigen Besuchs gönnen sollten. Aber lieber Vater, wäre es nicht auch gut, wenn die Bauern nicht mehr so viel Mayen zu Markte bringen dürften? Wie manches Bäumchen wird da vergeblich abgehauen, und Sie sagen ja selbst immer, Sie zögen eine warme Stube einer grünen Stube oder Kirche bey weitem vor.

Vater. Auch dies wird sich nach und nach geben, wenn die Obrigkeiten in mehreren Ländern, so wie, mir däucht im Bambergischen, verbiethen, daß die Bauern keine abgehauenen Mayen in den Städten verkaufen dürfen. Können sie

dieselben nicht zu Gelde machen, so werden sie keine mit so großer Gefahr stehlen.

Der Zelter.

Fritz. (ganz außer Odem.) Liebes, liebes gutes Väterchen! Ach! wenn Sie wüßten, was ich so eben schönes gesehen habe! — —

Vater. Nun, nun, komm nur erst zu dir selbst, dann erzähle!

Fritz. Ach! die Pferde! — die Reiter! Sehen sie auf dem Kopfe stunden sie, und ritten im vollem Gallopp — —

Vater. Da versteh ich noch kein Wort. Wer stund denn auf dem Kopfe, die Pferde oder die Reiter? —

Fritz. O, wo denken sie hin, Väterchen! Verstehen sie mich doch nur! Sehen Sie, anstatt daß sich andere Leute auf die Pferde setzen, so

stellten sich diese mit dem Kopfe auf den Sattel, und ritten im vollen Gallopp, — und —

Vater. Und fielen etwa herunter?

Fritz. Bewahre! das wäre ja gar kein Kunststück gewesen.

Vater. Warum setzten sie sich denn aber nicht darauf wie andre Leute?

Fritz. Je wissen Sie's denn noch nicht? es sind ja englische Bereiter, die wollen sich sehen lassen.

Vater. So, so! die englischen Bereiter, reiten also auf dem Kopfe, wenn sie sich sehen lassen wollen?

Fritz. Ach nein doch, Väterchen! Sie wollen mich nur mit Fleiß nicht verstehen. Ich muß es Ihnen also nur recht deutlich machen. Sie wissen doch, daß ein englischer Bereiter angekommen ist; sehen Sie wohl, dieser hat viele, viele Pferde und Menschen bey sich, die alle abgerichtet sind; diese machen nun ganz erstaunliche Kunststücke, und unter andern reiten

sie auch, indem sie sich mit dem Kopfe auf den Sattel stellen.

Vater. Ja jetzt verstehe ich's erst! es sind abgerichtete Leute, die sich für Geld, mit dem Kopfe auf abgerichtete Pferde stellen, und dann die Pferde den Gallopp gehen lassen. Sieh Fritz! wenn man etwas erzählen will, so muß man es so erzählen, daß andere wissen und verstehen was man erzählt. Alles überflüßige, was nicht zur Erzählung gehört, muß weggelassen werden; man muß bey der Erzählung nicht von einer Sache auf die andere kommen, sonst geht es einem leicht, wie vielen schlechten Erzählern, die am Ende gar nicht wissen, was sie eigentlich haben erzählen, oder wenigstens nicht, was sie mit der Erzählung haben beweisen wollen. Nun aber weiter. Gefielen dir denn die Kunststücke?

Fritz. Das glaube ich, ganz erstaunlich! O! es waren auch so viel Leute da, denen es allen recht gefiel. Aber es war auch schön, sehr schön. Das Pferd hätten sie nur sehen sollen, das hin kniete, und ein Kompliment machte!

Vater. War dies auch ein abgerichtetes

Pferd, oder war diesem Pferde das Niederknien etwa angebohren, oder was war sonst die Ursache, daß dasselbe so übertrieben höflich war?

Fritz. Ja, es war auch abgerichtet.

Vater. Nun so wirst du dich ins künftige eben nicht wundern, wenn du in der Geschichte lesen solltest, daß ehemals jährlich an einem bestimmten Tage ein Pferd vor dem Pabste niederkniete, und demselben, indem er auf einem Throne saß, eine Knieverbeugung machte. Die gemeinen Leute glaubten anfänglich, daß es dies aus ganz besonderm Respekt gegen den Pabst thäte.

Fritz. Gehörte denn dies Pferd etwa auch einem englischen Bereiter?

Vater. Bepleibe nicht! Ehe ich dir aber etwas davon erzähle, so mußt du mir erst sagen, in wie viel Theile Italien getheilt wird.

Fritz. Das weiß ich wohl, in drey Theile; In Ober- Mittel- und Unter-Italien.

Vater. Was liegt in Mittel-Italien für eine alte berühmte Stadt?

Fritz. O! das alte, stolze Rom.

Vater. Wer residirt jetzt in dieser Stadt?

Fritz. Der Pabst Pius der Sechste. *)

Vater. Wie heißt die Hauptkirche dieser Stadt, die ihres Gleichen nicht weiter auf dem Erdboden hat?

Fritz. Je, das ist die prächtige Peterskirche, zu deren Erbauung die Deutschen manchen Thaler haben hergeben müssen.

Vater. Nun gut, itzt höre weiter. Seit vielen Jahren war es gewöhnlich, daß der König von Neapel dem heiligen Vater in Rom ein Geschenk machen mußte. Dieses bestand nun in einer bestimmten Summe Geldes und in einem kostbar geschmückten Zelter oder Pferde.

Fritz. Warum mußte denn der König dieses Geschenk dem Pabste machen?

Vater. Es würde zu weitläuftig seyn, dir dies zu erklären. Genug die Päbste behaup-

*) Man sieht leicht, daß dieses Gespräch vor der Entfernung des Pabstes von Rom muß gehalten seyn.

teten, daß die Könige von Neapel ihnen ihr Königreich zu verdanken hätten.

Fritz. Den Päbsten? Wo hätten denn die das Königreich herbekommen?

Vater. Darüber wird dir ins künftige die Geschichte nähere Auskunft geben. Kurz, die Könige von Neapel müssen dies ehemals selbst geglaubt haben, weil sie bis in die neueren Zeiten die Päbste immer für ihre Herrn erkannt haben.

Fritz. Die Könige von Neapel den Pabst für ihren Herrn erkannt? Je, da wollte ich doch lieber nicht König in Neapel seyn? Sagen Sie, liebes Väterchen, ist denn das ihr Ernst? Welcher König hätte dies denn wohl gethan?

Vater. Fast alle Könige von Neapel; ja in alten Zeiten machten sie sich so gar eine Ehre daraus, wenn sie dem Pabste persönlich aufwarten konnten. Dies that zum Beyspiel der König Otto von Neapel. Dieser kam persönlich nach Rom, um den neuerwählten Pabst Urban den Sechsten zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, und ihm als seinem Herrn zu huldigen.

Der Pabst behielt den König bey sich zur Tafel, aber bloß um sich dabey von demselben bedienen zu lassen. Unter andern verlangte auch der Pabst einmal zu trinken. Otto reichte ihm den Becher knieend, so wie es bisher üblich gewesen war. Der Pabst that, als wenn er den knieenden König nicht bemerkte, und ließ ihn mehrere Minuten in dieser demüthigenden Stellung. Dem König verdroß dies, noch mehr aber dessen Gemahlin Johanna. Als sich aber dieselbe ihren Verdruß zu deutlich merken ließ, so that sie der Pabst in Bann, ließ sie gefangen nehmen und — erdrosseln. *)

Fritz. O! der böse Pabst! Aber hatte denn der König gar keine Soldaten?

Vater. Die hatte er ja wohl, aber die hätte doch der König damals gegen den Pabst

*) Siehe Geschichte der päbstlichen Universal-Monarchie S. 147, wo diese grausame Geschichte erzählt wird. Dies Buch hat ein Italiener geschrieben, und hat dafür von dem König in Neapel eine Belohnung erhalten.

nicht brauchen können, weil die dummen Soldaten den Pabst auch für ihren Oberherrn hielten.

Fritz. Muß denn der itzige König dem Pabste auch zuweilen aufwarten?

Vater. Nein Fritz, er hat ihm bloß das Geld und den Zelter schicken müssen.

Fritz. Hat er ihm denn dies Jahr auch einen geschickt.

Vater. Nein, seit 1787 hat ihn der Pabst vergeblich erwartet. Er ist aber auch deshalb ganz erstaunlich ungehalten auf den König, und als er 1788 den Zelter vergeblich erwartet hatte, so beklagte er sich in einer öffentlichen Rede sehr nachdrücklich über das pflichtwidrige Betragen des Königes, und drohete, daß er ihn bey fernerer Weigerung das Königreich nehmen wollte. *) Welches aber freylich nun wohl nicht geschehen möchte.

Fritz. Wird denn also der König das Pferd wieder hinschicken?

*) Siehe päbstliche Universal-Monarchie S. 273.

Vater. Davon habe ich noch zur Zeit keine Nachricht, zweifle aber.

Fritz. Wenn er nur aber nicht auch etwa den guten König erdrosseln läßt?

Vater. Nun, das wird er ja wohl nicht thun? jetzt sind die Päbste so böse nicht *mehr*.

Fritz. Warum ist denn aber dem Pabste so viel an dem Pferde gelegen.

Vater. An dem Pferde wäre ihm wohl eben so viel nicht gelegen, als an der Erklärung, die bey Ueberbringung desselben im Namen des Königes geschiehet.

Fritz. Was ist denn das für eine Erklärung.

Vater. Daß der König den Pabst für seinen Herrn erkenne.

Fritz. Wo wurde denn das Pferd dem Pabste übergeben?

Vater. In der Peterskirche.

Fritz. In der Kirche? Ein Pferd in der Kirche? das würde sich ja nicht schicken?

Vater. Das wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Doch ich muß dir nur noch die Uebergabe selbst beschreiben, sonst hörst du nicht auf zu fragen. Lange vor der Uebergabe wurde der Zelter erst gehörig abgerichtet, besonders aber lehrte man denselben auf ein gegebenes Zeichen niederzuknien. Weil nehmlich bey dieser Feyerlichkeit sich alles vor dem Pabst auf die Knie warf, so sollte doch der Zelter nicht allein das Vorrecht des Stehens genießen. Er wurde mit Silber beschlagen, mit großen Schwungfedern besteckt, mit goldnen Frangen und silbernen Schildern behangen. So aufgeputzt, wurde er von zwey Stallmeistern geführt: hinter demselben ritt auf einem Rappen der Ueberbringer desselben. Dieser war nach Art der vormaligen neapolitanischen Barone gekleidet, und trug besonders einen erstaunlich langen spanischen Mantel von Goldstoff. Er war von einer Menge Trabanten, Garden, Mohren, Läufern und andern Hofbedienten umgeben. Auf diesen Zug, der schon sehr ansehnlich war, folgten noch zwölf sechsspännige Staatskarossen und eine Garde zu Pferde schloß denselben. Der Pabst erwartete diesen Zug auf einem kostbaren Throne sitzend, am Eingange der Peterskirche. So wie

nun der Zelter gegen den Pabst kam, fiel er auf das gegebene und ihm wohlbekannte Zeichen nieder, so wie das ganze in der Nähe befindliche Personale. Der Ueberbringer hielt darauf eine kurze Rede, nach deren Beendigung überreichte derselbe das gewöhnliche Geschenk, das aus 7000 Scudi bestand, und den Zelter. Nachdem der Pabst beydes gnädigst geruhet hatte anzunehmen, so ertheilte er auch von seiner Seite dem Ueberbringer den Segen, und wünschte dem gehorsamen Sohne, (dem Könige von Neapel) auf ein ganzes Jahr alles mögliche Heyl und Glück. Er gab auch, das versteht sich, für eine ansehnliche Summe den Zelter zurück, damit nicht jedes Jahr ein neuer brauchte abgerichtet zu werden

Jugendliche Grausamkeit gegen Thiere.

Vater. Kinder! Kinder! was macht ihr da für einen entsetzlichen Lärm?

Emma, Louise, Wilhelmine. (zugleich) Konrad bratet eine Maus — eine Maus — wie sie da zappelt. — Sehen sie nur, das ist eine Lust. —

Vater. Was bratet Konrad?

Emma. Eine Maus, eine Maus. —

Vater. Eine Maus bratest du Konrad? (der Vater nimmt den Kindern die Maus weg, und tödtet sie vollends.)

Konrad. Ja doch, lieber Vater. Sehen Sie nur, sie hat ein Stück aus meiner Grammatik herausgefressen.

Vater. Wenn du die Maus bratest, kömmt da das fehlende Stück wieder hinein?

Konrad. J nein! sie mußte aber doch bestraft werden.

Vater. Wofür denn bestraft werden? Etwa dafür, daß sie nur ein Stück, und nicht lieber die ganze Grammatik verzehrt hat?

Konrad. Sie hat mir doch aber einen Schaden gethan, und da wollte ich wenigstens die kleine Bestie in einem solchen Stand setzen, daß sie mir keinen wieder thäte.

Vater. Glaubst du wohl, daß die Maus deswegen deine Grammatik angefressen hat, um dir einen Schaden zu thun?

Konrad. Das glaube ich nicht; denn sie hat ja keinen Verstand.

Vater. Was hat sie denn also wohl dazu getrieben?

Konrad. Vermuthlich Näscherey.

Vater. Du irrst, wohl aber der Durst. Mäuse und Ratten haben es an der Art, daß, wenn sie großen Durst haben, sie Papier aufsuchen und zernagen. Sie überlegen dabey nicht, ob es ein Gebetbuch oder eine Grammatik sey,

womit sie ihren Durst vertreiben. Will man sie also von Büchern abhalten, so darf man nur ein Näpfchen mit Wasser bey die Bücher oder Papiere setzen, und sie werden dann dieselben unberührt lassen. Also nicht Näscherey, sondern die Noth trieb das arme Thierchen an, sich an deiner Grammatik zu vergehen. Gesetzt aber, sie hätte es auch aus Näscherey gethan, hätte dies wohl eine so grausame Strafe verdient? Du sagst ja selbst, sie hätte keinen Verstand, ich aber kenne viele Kinder (indem er Konraden scharf ansieht) die haben Verstand und naschen doch, was meinst du wohl, was würden die erst für eine harte Strafe verdienen?

Konrad. Aber lieber Vater! die Mäuse sind doch schädliche Thiere, die müssen doch ausgerottet werden, Sie selbst stellen ja beständig Studentenfallen auf, und schaffen immer mehr Katzen an, um sie zu vertilgen?

Vater. Das ist wahr! hast du aber wohl jemals gesehen, daß ich irgend ein Thier lebendig gebraten, oder sonst gequält hätte. Ich schaffe die Mäuse weg, weil sie mir schädlich sind, und

mich also die Noth dazu auffordert. Ein Thier aber ohne Noth quälen, heißt Grausamkeit, und ein grausamer Mensch verdient keine Liebe, ja in manchen Ländern wurden solche grausame Menschen sogar hart bestraft. In Griechenland wurde z. B. ein junger Mensch zum Tode verurtheilt, weil er einer lebendigen Wachtel die Augen ausgerissen hatte. Die Richter sagten, daß die menschliche Gesellschaft von einem solchen grausamen Menschen nicht viel Gutes zu erwarten habe. Auch in England wurde noch vor kurzem ein Fuhrmann zu einer Geldstrafe verurtheilt, weil er sein Pferd gemißhandelt hatte, und dies durch Zeugen erwiesen wurde.*) Wir haben also zwar ein Recht, schädliche Thiere wegzuschaffen, und die Selbsterhaltung zwingt uns zwar oft dazu, aber keins sie zu quälen. Kinder, die grausam genug sind, Thiere ohne Noth zu quälen, von denen läßt sich auch erwarten, daß sie bey zunehmenden Jahren und bey vorfallenden Gelegenheiten gegen ihre Mitmenschen grausam seyn werden. Dies wußte die Obrigkeit in Rüssel sehr wohl, denn sie verbot im Jahr 1796,

*) Siehe Archenholz England und Italien.

daß die Kinder bey einer namhaften Strafe nicht mit der Guillotine spielen, und den kleinen Thieren wie Mäusen, Sperlingen damit das Leben nehmen sollten, weil sie sonst zur Grausamkeit gewöhnt würden. Dies wußten die Aufseher des jungen Königs Karl des 9ten von Frankreich sehr wohl. Denn ob derselbe gleich von Natur gar nicht grausam war, und selbst nicht einmal Blut sehen konnte, so brachten sie es doch in kurzer Zeit dahin, daß er es in der bekannten Pariser Bluthochzeit, von der ich euch schon neulich etwas erzählt habe, mit Entzücken ansehen konnte, daß hunderte von unschuldigen Menschen vor seinen Augen ermordet wurden. Ja, er ließ es endlich gar nicht beym bloßen Zusehen bewenden, sondern ergriff selbst, da ihm das Schauspiel zu lange dauerte, Bogen und Pfeile, und schoß mit eigner hoher Hand viele Unschuldige nieder.

Wilhelmine. Wodurch hatten denn aber die bösen Aufseher den jungen König so grausam gemacht?

Vater. Man brachte ihm alle Tage wilde Kaninchen ins Zimmer und munterte ihn auf,

sie zu erlegen. Das Spiel gefiel, es wurde wiederhohlt, und von der Zeit an floß fast täglich Blut in dem Zimmer des Königs. Mit jedem Tage wurde er unempfindlicher gegen die Quaalen der armen Thiere, mit jedem Tage lüsterner nach ihrem Blute. Und so kam es denn, daß er jenes blutige Schauspiel nicht nur mit Vergnügen ansahe, sondern auch den Wünschen seiner teuflischen Verführer gemäß, thätigen Antheil daran nehmen konnte.

Konrad, Konrad, du weißt wie sehr ich dich liebe, aber ich sage dir grade heraus, durch dein heutiges Betragen ist diese Liebe gar sehr geschwächt worden. Sieh, du bist nicht allein grausam gegen ein armes wehrloses Geschöpf gewesen, sondern du hast auch deinen kleinern Schwestern ein böses Beyspiel gegeben. Vermuthlich hast du schon mehrmals in ihrem Beyseyn solche Quälereyen vorgenommen, sonst würden sie nicht so gleichgültig, so vergnügt bey den Quaalen der armen Maus gewesen seyn.

Emma. Ja, lieber Vater! noch gestern hat er zwey Frösche auseinander gerissen.

Wilhelmine. Und am vorigen Sonntage band er einen jungen Sperling an einem Faden, und hieng ihn an einem Baum, wo das arme Thier nicht leben und nicht sterben konnte. Ich sagte auch, daß es grausam wäre, daß ich's dem Lehrer sagen wollte, aber er lachte und sprach: die Sperlinge hohlen unsre Kirschen, sind also Diebe, und Diebe müssen gehangen werden.

Vater. Was höre ich Konrad! Nein dies hätte ich nimmermehr geglaubt.

Konrad. Liebster, bester Vater! ich habe Unrecht gethan, in meinem Leben will ichs nicht wieder thun, entziehen sie mir nur ihre Liebe nicht. Ich glaubte nicht, daß es so etwas Böses wäre, da mir der kleine Joseph immer versicherte, daß man schädliche Thiere nicht genug martern könnte.

Vater. Also der saubere Joseph ist dein Lehrer in der Quälerey gewesen? Ja, ja, von dem läßt sich so etwas erwarten. Du siehst nun selbst, wie ansteckend ein böses Beyspiel ist, und was es oft für unabsehbare Folgen haben kann.

Du und deine Schwestern, und wer weis, wie viele andre Kinder hätten also leicht durch ihn unglücklich werden können. Denn durch ein ähnliches böses Beyspiel stürzte noch kürzlich eine Mutter ihre einzige Tochter in's Unglück.

Louise. Quälte denn diese auch Mäuse und Sperlinge?

Vater. Nein, sie quälte Menschen in Gegenwart ihres Kindes. Ihr habt doch wohl schon einmal gehört, daß es noch christliche Länder giebt, wo gewisse vornehme Menschen ihre Untergebenen, wie Sclaven, wie Hunde behandeln. Eins von diesen unglücklichen Ländern, wo noch sehr viele vornehme Herrschaften ihre Untergebenen, die dort Leibeigne heißen, auf eine solche unmenschliche Art behandeln, heißt Liefland. Hier hatte sich nun auch ein junges dreyzehnjähriges Mädchen in dem Hause einer solchen grausamen Herrschaft mancher kleinen Vergehungen schuldig gemacht, unter andern hatte es auch schlecht gesponnen. Die gnädige Frau umwickelte ihm also die Finger mit Flachs, und zündete sie an. Natürlich konnte nun das arme Mädchen mit den verbrannten Fingern keine feinern und bessern

Fäden ziehen. Es wurde also täglich bis auf's Blut gepeitscht, mit Ruthen, die man in Salzwasser geweicht hatte, damit sie desto schmerzlicher einschnitten. Es wurde sodann in einen kalten Keller gesperrt, mußte einige Tage hungern, man stellte es auf Hecheln, band es mit den Händen an die Wand, gab ihm in die eine Hand Butter, in die andre Hand Brod, und so ließ man es zusehen, wenn die übrigen aßen. Dieß alles sahe die Tochter vom Hause, und vermuthlich ähnliche Auftritte vorher, noch weit mehr. Sie war jetzt eben zwölf Jahr, als sie sahe, wie ihre gnädige Mamma dies arme hülflose Geschöpf quälte. Das Töchterchen also, das dem schönen Beyspiele seiner Mamma doch gern nach Kräften nachahmen wollte, ersann gar bald neue, noch sinnreichere Qualen. Es machte kleine Zangen und Nadeln glühend, und knippte und stach damit das bedaurungswürdige Schlachtopfer. Endlich fand dasselbe Gelegenheit zu entspringen. Aber der Hunger und die unablässigen Qualen und die Angst auf der Flucht, mattcten das unglückliche Mädchen so ab, daß es nicht weit von dem Hofe seiner Herrschaft niederstürtzte, und kurz darauf seinen Geist aufgab. Es mußte sich fügen, daß der Prediger des Orts eben spatzieren gieng und

das Mädchen niederfallen sahe. Er entdeckte gar bald an demselben mehrere gewaltsame Verletzungen, und zeigte den Vorfall den Gerichten an. Die Sache wurde untersucht, und da man fand, daß die Stiche mit den glühenden Nadeln wahrscheinlich das meiste zu dem Tode des Mädchens beygetragen hatten, so wurde die kleine Harpye eingezogen, und ihr die Strafe zuerkannt, öffentlich von dem Schinder mit Ruthen gepeitscht zu werden. Diese Strafe wurde wirklich vollzogen, worauf diese Unholdin in ein Spinnhaus gebracht wurde, wo sie ihr Leben beschließen soll. Die Aeltern aber, die ihrem Kinde ein so böses Beyspiel gegeben hatten, mußten eine ansehnliche Geldstrafe erlegen. *)

Louise. (drängt sich an ihrem Vater.) Liebes Väterchen! Luise will kein armes Mädchen stechen.

Vater. Das ist noch nicht genug, du mußt auch kein armes Thier quälen, oder dich freuen, wenn andre es thun. Kinder, die vergnügt

*) Siehe Merkels Geschichte der Letten, worinne diese beynahe unglaubliche Geschichte, aus den Akten gezogen, enthalten ist.

zusehen können, wenn Thiere gemartert werden, die werden auch gar bald lernen, sie selbst zu quälen.

Emma, Minchen. (weinend) Wir wollen uns gewiß niemals freuen, wenn Konrad wieder Thiere quält, lieber wollen wir allemal fortlaufen.

Konrad. Das werdet ihr wohl nicht nöthig haben, ich werde in meinem Leben kein Thier wieder quälen.

Vater. Das soll mir Lieb seyn. Du mußt aber auch so viel möglich ist, hindern, daß deine übrigen kleinen Freunde es nicht thun, und wenn du es nicht hindern kannst, so mußt du wenigstens zu erkennen geben, daß du es von Herzen mißbilligest. Nur dadurch kannst du einigermaßen dein bisheriges Betragen wieder gut machen, und dadurch wirst du meine Liebe wieder verdienen.

Der kleine Kirschesser.

(Fritz, Kasimir und dessen Schwester in einem Garten.)

Kasimir. Glaubst du wohl Fritz, daß ich über drey Schock Kirschen essen kann?

Fritz. Drey Schock? Das wäre wirklich etwas viel für deine Jahre. Nein, das kann ich nicht glauben. Vielleicht nimmst du dir einige Tage Zeit dazu?

Kasimir. Nein, nein, binnen einer halben Stunde sollen sie verzehrt seyn. Da es nun eben in euerm Garten Kirschen genug giebt, so will ich dir's sogleich zeigen.

Minchen. Gesetzt auch du könntest es, so würde dir's doch keine sonderliche Ehre bringen.

Kasimir. Warum nicht? es soll mir's mal einer nachthun.

Minchen. Ich für meinen Theil will dir diese Ehre gern allein überlassen.

Kasimir. Sprich du so klug wie du willst, genug es ist so leicht nicht, wie man wohl denkt. Da Fritz es aber doch nicht glauben will, so muß ich's ihm doch einmal zeigen. Also Fritz, du zählst mir drey Schock Kirschen zu, und dann sollst du bald sehen, daß ich mir nicht zu viel zugetraut habe.

Fritz. Die Kirschen sollen gleich da seyn.

Minchen. Wenn du nur ein klein wenig klug wärest, lieber Bruder, so würdest du mit solchen Dingen nicht groß thun. Denn wer wird dich denn in's künftige in einen Garten verlangen, wenn man hört, daß du allein soviel essen willst, als drey bis vier andere Kinder. Hast du schon vergessen, wie der König Heinrich der Vierte in Frankreich einen Menschen abführte, der sich auch rühmte, soviel als sechs andere Menschen essen zu können?

Kasimir. Ey! was geht uns hier Heinrich der Vierte an.

Minchen. Weiter nichts, als daß du dir die Lehre aus der Geschichte hättest merken sollen, die Lehre, daß man mit vielem Essen und Trinken nicht groß thun müsse.

Fritz. Die Geschichte ist mir doch gar nicht bekannt.

Minchen. Nicht? nun so will ich sie dir mit wenigen Worten erzählen. Ein Mensch, der eine Ehre darinnen suchte, recht viel essen zu können, und der sich in dieser löblichen Kunst von Kindheit an geübt hatte, ließ sich dem König Heinrich dem Vierten vorstellen, und erboth sich in seiner Gegenwart zu zeigen, daß er so viel wie sechs andre Menschen essen könnte. Der König schüttelte mit dem Kopfe, und sagte: das wäre wirklich sehr viel, aber arbeitest du auch so viel, wie sechs andere Menschen? Da antwortete der Mensch: ich arbeite grade so viel, wie jeder andere Mensch von meinem Alter und Kräften und Natur. So, sagte der König, das wäre sehr wenig. Wüßte ich, daß es mehrere solcher Schurken in meinem Lande gäbe, ich würde sie alle hängen lassen, in der Erwartung aber, daß du nur der einzige bist, so ziehe hin in Frieden.

Kasimir. Nimms nicht übel, Mamsel Schwester, er ließ ihm erst zu essen geben. Glaubst du denn etwa von mir, daß ich auf's Kirschessen reisen, oder mich König Heinrich dem Vierten will vorstellen lassen? Nicht wahr, Fritz, du willst es gern sehen, und da thu ich dir's zu gefallen.

Fritz. Da kommen die Kirschen!

Kasimir. Nun, so soll auch gleich der Anfang gemacht werden. Solltest du aber etwa ein Aergerniß an meinem Essen nehmen, liebes Minchen, so kannst du ja unterdessen ein wenig spatzieren gehen.

Minchen. Das werde ich gleich. Vorher aber muß ich dich doch noch an eine Geschichte erinnern.

Kasimir. Du kannst sie nur für dich behalten.

Fritz. O so erzählen Sie mir dieselbe doch, ich höre gar zu gern etwas von Ihnen.

Minchen. Wenn ich das wüßte? Nun, es rühmte sich einmal ein Mensch, eine gewisse grosse Quantität trinken zu können, und versicherte, daß ihm dieß gewiß kein Mensch nachthun solle. Das glaube ich wohl, versetzte einer von der Gesellschaft, demohngeachtet werden sie sich noch lange üben müssen, ehe sie es dahin bringen werden, so viel zu trinken, wie mein Esel.

Fritz. Ha! ha! ha!

Kasimir. Was das für abgeschmackte Erzählungen sind!

Minchen. Vorzüglich sollen sie denen nur so abgeschmackt vorkommen, die sich darinnen getroffen fühlen. (geht fort und lacht.)

Kaum war die Schwester fort, so fieng Kasimir an, sein Probestück abzulegen. Er hatte aber kaum die Hälfte verzehrt, so kam sein Vater mit der Zeitung in der Hand, und forderte den kleinen Kirschesser auf, der Gesellschaft ein Gedicht vorzulesen, auf den jetzigen König von Preußen. Kasimir konnte wirklich sehr schön lesen, wenn er eben wollte, dies wußte der Vater, deshalb machte er ihm diesen Antrag. Allein der liebe Kasimir mochte das viele Essen für etwas rühmliches

res halten, als das schöne Lesen, denn er machte ein verdrüßliches Gesicht, und gab dadurch sehr deutlich zu verstehen, daß ihm der Antrag seines Vaters nicht gelegen wäre. Dieser sahe vermuthlich das verdrüßliche Gesicht, denn er frug in ziemlich ernstem Tone: Nu, ist's dem jungen Herrn nicht gefällig? Kasimir verstund diese Frage und folgte seinem Vater, obgleich ungern. Dieser gab ihm nun das Gedicht, um es erst einigermaßen vor sich durch zu lesen, und als er nach einer Weile glaubte, daß es gewiß gehen würde, so befahl er dasselbe recht laut und deutlich abzulesen. Allein Kasimir las so schlecht, als wenn er an diesem Gedicht erst das Lesen hätte lernen wollen, und überdieß mit so einem widerlichen Tone, daß man sich herzlich freute, als er fertig war. Der Vater entschuldigte das schlechte Lesen zwar damit, daß Kasimir noch nie vor so einer großen Gesellschaft, ihm zum Theil fremder Personen, gelesen habe. Allein Minchen flüsterte ihrer Schwester ins Ohr: „Er würde gewiß recht gut bestanden haben, wenn ihn die Gesellschaft aufgefordert hätte, sein Talent im Kirschessen zu zeigen.„ — Sollte es wohl noch mehrere solcher Kasimirs geben?

Die brabanter Spitzen.

Linchen. Da sehen sie nur, Mütterchen, was ich von der lieben Großmama habe geschenkt bekommen!

Mutter. Ey! ey! von der Großmama? Zeige doch, was ist's denn Schönes?

Linchen. Ein ganzes Stück brabanter Spitzen.

Mutter. Brabanter Spitzen? Nun das läßt sich hören. Laß doch nur erst sehen; In der That!

Linchen. Grosmama meinte, sie würde sie doch nicht mehr tragen, da sie nicht mehr ausgienge, sie wollte sie mir also nur schenken, ehe sie durch das Liegen noch ganz vergelbten.

Mutter. Ein ansehnliches Geschenk, fast zu ansehnlich für dich.

Linchen. Wie so, liebes Mütterchen?

Mutter. Weil dergleichen Spitzen sehr theuer sind. Ich glaube gewiß, daß die Elle nicht unter drey vier Thaler ist angeschafft worden.

Linchen. Drey vier Thaler, das wäre ja sehr viel. Sie kauften ja aber doch noch neulich welche, die lange so theuer nicht waren?

Mutter. Ja liebes Töchterchen! das waren keine brabanter Spitzen, das waren nur Annaberger.

Linchen. Sind denn die nicht so gut?

Mutter. Sie haben bey weitem den Werth nicht, ob sie gleich dieselbigen Dienste thun.

Linchen. Woher kömmt denn aber ihr großer Werth?

Mutter. So wohl das Gespinnste dazu, als auch die Arbeit daran, soll weit kostbarer seyn.

Linchen. Wo werden sie denn wohl gemacht?

Mutter. Das lehrt dir schön ihr Nahme, in Brabant.

Linchen. Liegt nicht die große schöne Stadt Brüssel darinnen, wo ehemals der Onkle Karl so lange gewesen ist?

Mutter. In eben dieser Stadt werden vorzüglich die schönen Spitzen gemacht, und es arbeiten sonst, wie uns der Onkle Karl erzählt hat, täglich an 4000 Menschen daran, außerdem aber wohl noch 5000 in den Dörfern und kleinern Städten, die um Brüssel herum liegen.

Linchen. O du lieber Himmel! Was mögen da des Jahres hindurch für viele Spitzen gemacht werden! Ich dächte, da könnten sie unmöglich so theuer seyn.

Mutter. Ihre Theurung kömmt daher,

weil sie so stark gesucht werden, und ganz Europa sie den brabanter Kaufleuten abkaufen muß.

Linchen. Könnten sie denn nicht anderswo auch gemacht werden?

Mutter. Es werden in andern Ländern Spitzen, und auch feine Spitzen genug gemacht, nur von der Güte können sie bis jetzt nirgends gemacht werden.

Linchen. Warum denn nicht?

Mutter. Weil man nirgends so feinen Flachs dazu hat, und weil nirgends so geschickte Spinnerinnen gefunden werden, die so fein spinnen können.

Linchen. O! das müßte ja nicht gut seyn. In einigen Jahren dächte ich doch wohl eben so fein spinnen zu können, als jene Mädchen, wenn ich mich von jetzt an tüchtig übte.

Mutter. Das würde mir sehr lieb seyn. Nur glaube ich, gehören dazu ganz eigene Kunst-

griffe; die dir doch hier niemand zeigen kann. Selbst in Brabant können es nicht alle Mädchen; selbst diejenigen nicht, in deren Gegend der beste Flachs dazu wächst.

Linchen. Das ist doch sonderbar. Wo wächst denn derselbe eigentlich?

Mutter. Es wächst zwar in einem großen Theile der ehemaligen katholischen Niederlande ein sehr schöner feiner Flachs, der den unsrigen bey weiten übertrift; allein derjenige aus welchem das feine Garn zu den brüßler Spitzen gesponnen wird, wächst bey Ruremonde in Obergeldern. Von hier wird der rein gemachte Flachs nach einer kleinen Stadt in Hennegau geschickt, welche Brain la Comte heißt. Dies ist nehmlich der Ort, wo die Mädchen die feinen Fäden ziehen können. Das Garn wird von hier nach Harlem in Batavien geschickt, wo ohnstreitig die beste Bleiche ist. Von hier kömmt nun das weiße Garn nach Brüssel, wo die Spitzen endlich daraus verfertiget werden.

Linchen. Wer macht denn daselbst die Spitzen?

Mutter. Größtentheils sehr arme geringe Weiber. Diese verdienen an ihrer Arbeit sehr wenig, kaum so viel, daß sie ihr Leben kümmerlich mit dieser Arbeit erhalten können. Die Arbeit ist nehmlich sehr mühsam, und sie können daher in einem Tage nur sehr wenig machen. Den Hauptgewinn haben ohnstreitig die Kaufleute davon. Diese geben den armen Weibern den Zwirn und das Muster zu den Spitzen und bezahlen die Arbeit nur sehr geringe.

Linchen. Warum arbeiten denn aber die armen Weiber nicht lieber für sich selbst, und verkaufen hernach die Spitzen nach eigenem Gefallen?

Mutter. Theils haben sie kein Geld den Zwirn dazu zu kaufen, und wenn dies auch einige könnten, so müssen sie doch hernach die Spitzen an die Kaufleute losschlagen, wenn sie Geld brauchen.

Linchen. Die armen Weiber!

Mutter. Ja wohl arme Weiber, denn

wenn sie nur irgend eine andere Arbeit zu verrichten im Stande sind, so geben sie sich mit dem Spitzenmachen nicht gern ab. Wie mancher Seufzer mag wohl geschehen, wie manche Thräne geflossen seyn, ehe dies Stück Spitzen fertig wurde!

Linchen. Nun sind mir die Spitzen bey weitem nicht so viel werth als vorher, da ich dieses noch nicht wußte. O! wenn doch die arme Frau, die sie gemacht hat, nur einmal hierher käme, ich wollte ihr gern etwas aus meiner Sparbüchse geben, und Fritz legte gewiß auch etwas dazu.

Mutter. Dies möchte nun wohl nicht geschehen. Die Frau die dies Stück Spitzen gemacht hat, lebt wohl schwerlich noch, da dieselben schon etwas alt sind. Außerdem ist es auch von Brüssel bis hieher ein ziemlich weiter Weg.

Der Hirsch.

Fritz. Sagen Sie mir doch, Väterchen, wovon sind denn die Griffe an unsern neuen Messern gemacht?

Vater. Ehe man jemanden wonach fragt, muß man immer vorher schon versucht haben, sich die Frage selbst zu lösen. Solltest du dies wohl jetzt gethan haben? Solltest du es nicht selbst errathen können? Siehe sie doch nur einmal recht an.

Fritz. Das habe ich gethan, ich habe sie von allen Seiten angesehen, aber ich kann es doch nicht errathen.

Vater. Sie sind von Hirschhorn gemacht.

Fritz. Von Hirschhorn? Ich denke daraus wird nur bloß Sallat gemacht?

Vater. Sag nur, wie kömmst du auf einen so komischen Einfall.

Fritz. J, wissen Sie denn nicht mehr, liebes Väterchen, daß Sie voriges Jahr solchen Sallat bey dem Herrn Oberforstmeister gegessen haben? Erzählten Sie nicht bey Ihrer Zuhausekunft der Mutter, daß Ihnen dieser Sallat so außerordentlich gut geschmeckt habe?

Vater. Doch, doch Fritz, du hast recht. Dieser Sallat aber war von Hirschkolben, oder von einem noch jungen und weichen Geweihe gemacht. Diese Hirschkolben werden abgekocht, dann rein abgeschabt, in dünne Scheibchen geschnitten und mit Essig und Baumöhl getränkt, und so als Sallat verspeißt; und wie der Herr Oberforstmeister versichert, so soll dieser Sallat außerordentlich stärkend, und schwachen Personen deren Magen nur noch gut ist, recht sehr gesund seyn. Die Griffe zu unsern Messern sind aber aus alten festen Hirschhorn gemacht. Dies Horn wird außerdem noch auf mancherley Art verbraucht. Die Köche kochen es zu einer Gallerte, und bereiten ein wohlschmeckendes Gelee. Niemand kann aber diese Hörner oder Geweihe besser brauchen, als die Apotheker.

Fritz. Wozu mögen sie denn die wohl brauchen?

Vater. Zu mancherley Präparaten. Da du nun doch Lust hast ein Apotheker zu werden, so muß ich dir ja wohl auch diese Präparate nennen. Sie machen nehmlich daraus Hirschhornspiritus, Hirschhornmagisterium, Hirschhornliquor, Hirschhornöhl, Hirschhornsalz. Auch bereitet man daraus eine gute schwarze Farbe, die Hirschhornschwärze, die unter andern auch mit zur Stiefelwichse genommen wird. So wirst du vielleicht auch gehört haben, daß die Mutter mit gebranntem und pulverisirtem Hirschhorn den Kaffee klar macht.

Fritz. Ja sonst hat sie es wohl gethan, aber jetzt nicht mehr. Sie sagte nehmlich, sie hätte einmal in einem Buche gelesen, daß oft anstatt des pulverisirten Hirschhorns, Pulver von alten mürben Todtenschädeln verkauft würde.

Vater. Davon weis ich nichts. Das weis ich aber wohl, daß das wirklich gebrannte Hirschhorn ein gutes Mittel seyn soll das Bier helle zu machen und vor dem Sauerwerden zu verwahren. Außerdem werden noch vielerley Kleinigkeiten aus dem Hirschhorn verfertigt, nachdem man es vorher ausgekocht und gebleicht hat, besonders in Nürnberg.

Fritz. Da so viele Leute das Hirschhorn verarbeiten, so möchte ich doch nur wissen, wo man alle die Geweihe her bekäme. Denn ich dächte es würden unmöglich so viele Hirsche geschossen, daß nur die Messerfabriken hinlänglich damit könnten versorgt werden.

Vater. Ganz recht, wenn man keine Geweihe weiter hätte, als die von geschossenen Hirschen. Allein du mußt wissen, daß der Hirsch alle Frühjahre sein Geweihe abwirft. Um diese Zeit empfindet er nehmlich ein gewaltiges Jucken. Deshalb reibt er sich mit seinem Geweihe beständig an Bäumen, bis dasselbe ganz locker wird und endlich abfällt. Gleich darauf kömmt auch schon das neue Geweihe zum Vorschein, welches im Anfange zwar ganz weich aber im Monat August schon wieder seine gehörige Größe und Vollkommenheit hat. Ja es wird sogar jedes Jahr größer. In dem ersten Jahre hat nemlich der Hirsch noch keinen einzigen Zacken an seinem Geweihe, und deshalb heißt er ein Spießer. Im zweyten Jahre bekömmt er den ersten Zacken daran und heißt nun ein Gabler. So nehmen nun die Zacken jährlich zu, und je älter der Hirsch wird, jemehr Zacken oder Enden bekömmt sein Geweihe,

und man hat schon Hirsche mit 66 Enden gefunden. Da sie nun dieselben jährlich ablegen, so werden sie von Jägern, Holzhauern, Holzbauern aufgesucht und in die Städte an die Fabriken oder Apotheker verkauft. Die Zahlen der Enden geben dem Hirsche seinen Nahmen. So heißt ein Hirsch der an der einem Seite seines Geweihes 6 und an der andern 5 Enden hat, ein zwölfendiger Hirsch.

Fritz. Ein Eilfendiger, wollen Sie sagen?

Vater. Nein, mein Sohn, man benennt die Hirsche nie nach der ungleichen Zahl ihrer Enden, sondern verdoppelt allemal die Enden der Seite, wo die mehrsten stehen. Anfangs richtet sich die Zahl der Enden nach dem Alter der Thiere, und dies trift zu bis in's achte Jahr, so daß ein Hirsch im vierten Jahre sechs bis acht, und im achten, zwölf bis vierzehn Enden hat. Nach dieser Zeit ist aber die Zahl der Enden ungewiß.

Fritz. Der Hirsch ist aber wohl ein recht nützliches Thier, da schon sein Geweihe zu so vielen nützlichen Dingen verbraucht wird?

Vater. Nützlich und schädlich.

Fritz. Wodurch könnte er denn schädlich werden?

Vater. Durch seine Nahrung. Diese besteht nehmlich außer Laube, Grase und Kräutern, auch in der Rinde junger Bäume und in reifer und unreifer Saat. Die Rinde der jungen Bäume schält er besonders im Winter ab, und vernichtet dadurch manches nützliche Bäumchen. Noch schädlicher aber wird er der Saat. Deshalb müssen auch in manchen Ländern die Bauern ihre Felder des Nachts hüten, und sie durch beständiges Klappen von ihrer Saat abhalten, wenn sie nicht haben wollen, daß sie eine Beute der Hirsche werden soll. Aus diesem Grunde haben auch verschiedene deutsche Fürsten ihre Jagdrevire eingattern lassen, um ihre Unterthanen vor dem Wildschaden zu schützen. Wieder andere lassen den größten Theil ihrer Hirsche niederschießen, um ihren Unterthanen, die bisher auch von der verwüsteten Ländereÿ ihre Abgaben geben mußten, eine Erleichterung zu verschaffen. In manchen andern geben aber die vielen Hirsche noch immer Ursache zu klagen, und du weißt ja wohl noch,

daß vor einigen Jahren die Bauern in einem Theile Sachsens einen gefährlichen Aufstand wegen des Wildes anfiengen, und es eigenmächtigerweise niederschossen.

Fritz. Darf man denn die Hirsche nicht schießen, wenn sie einem Schaden thun?

Vater. Bey Leibe nicht. Die Hirsche gehören zu der hohen Jagd, und diese ist gewöhnlich nur ein Vorrecht des Landesherrn, und es darf sich also niemand unterstehen ein Stück Wildprett eigenmächtig zu schießen, zu fangen oder tod zu schlagen. Da dies aber doch einige Leute hin und wieder thun, so sind schwere Strafen auf die Wilddieberey gesetzt. Ja in alten Zeiten soll man sogar solche Wilddiebe, wenn man sie ertappte, auf Hirsche geschmiedet oder wenigstens darauf fest gebunden, und dieselben mit ihren angebundenen Reitern in Wald gejagt haben, wo dann gewöhnlich der Reiter seinen gewissen Tod fand. Noch vor einigen funfzig Jahren ließ ein deutscher Fürst einen Junker auf diese Art auf einen Hirsch binden. Dieser wurde nun von dem Hirsche durch alles Dickigt hindurchgerissen, bis er

sich endlich erinnerte, daß er ein Federmesser in der Tasche habe, womit er sich sogleich losschnitt, und so zerrissen wie er war, bey einem benachbarten Fürsten Schutz suchte. Dieser wurde ihm nicht nur ertheilt, sondern dieser letztere Fürst nahm ihn auch als Officier unter seine Armee, wo er einer der berühmtesten Generale geworden, und dem Lande die ersprießlichsten Dienste geleistet hat.

Fritz. Die Hirsche sind also einigermaßen schädliche Thiere, weil sie die jungen Obstbäume beschädigen, und den Bauern ihre Früchte abfressen, und zertreten. Sollte aber wohl der Nutze, den sie den Menschen gewähren, den Schaden nicht größtentheils aufwiegen, den sie hie und da anrichten?

Vater. Dieß kann ich nicht entscheiden, zweifle aber.

Fritz. Das Fleisch ist wohl ziemlich das nützlichste an dem ganzen Hirsche?

Vater. Zuverlässig. Jedoch ist das Fleisch nicht zu jeder Zeit und bey jedem Hirsche von

gleicher Güte. Das Fleisch vom Weibchen welches die Jäger Thier nennen, ist immer milder und besser, als das vom Männchen. Die Hirschkälber geben die saftigsten und besten, die Spießer nur mittelmässige Braten. Von dem vierten Jahre an bekömmt der Hirsch schon ein härteres, schwer zu verdauenderes Fleisch. Mit den Jahren wird dasselbe immer härter, immer trockner. Im 6ten Jahre erhält er den Nahmen schlecht jagdbarer Hirsch, im 7ten jagdbarer, im 8ten und folgenden Jahren heißt er Kapital-Hirsch. Die jagdbaren Hirsche werden von May bis September geschossen, außerdem taugt ihr Fleisch nichts. Je älter der Hirsch wird, je schwerer wird er auch zu schießen. Denn mit den Jahren wird er immer vorsichtiger und weis alle Auswege und Schlupfwinkel auf's genaueste. Ein solcher Hirsch war es, der den Churfürst August von Sachsen beynahe in einen tiefen Abgrund gestürzt hätte. Diesem Hirsche hatten nehmlich die Jäger der Haide lange vergeblich nachgestellt. Er war von ungewöhnlicher Größe, und an seinem erstaunlich vielendigen Geweihe merkten sie wohl, daß er der Senior unter den Hirschen der Gegend seyn müsse. Hätten sie dies aber auch nicht an

seinem vielendigen Geweihe gesehen, so hätten sie es doch leicht an seiner Klugheit, List und Vorsicht, mit der er sich benahm, und sie beständig anführte, wohl merken können. Ja viele hielten ihn gar für keinen natürlichen Hirsch, viele glaubten, daß es ein verwünschter Prinz, wo von es dazumal hin und wieder viele soll gegeben haben, oder doch so was ähnliches, seyn müsse. Denn wurde er verfolgt, so flüchtete er allemal durch immer andre Schlupfwinkel auf die unersteiglichsten Felsen, wo ihn keine Kugel treffen konnte, und sahe von da herab die Jäger gleichsam spöttisch und triumphirend an. Der Churfürst August, der von der Krönung Ferdinands des ersten 1558 über Prag zurückkam, veranstaltete sogleich, da er von diesem räthselhaften Hirsche gehört hatte, eine Jagd, die besonders diesen schlauen Großpapa beabsichtete. Ihn begleitete der Churprinz Christian der erste, und ein großer Theil seiner Reisegesellschaft, wie auch die sämmtlichen Jäger der Gegend. Um den Hirsch desto besser unter Schuß zu bringen, verfolgte ihn der Churfürst zu Fuße. Der Hirsch flüchtete diesmal auf eine Felsenspitze von ohngefähr 30 Schritte im Umfang, zu welcher nur ein einziger kaum eine Elle breiter Weg führte. Der Churfürst

folgte ihm auch hier nach. Der Hirsch also, der nun nicht weiter konnte, wollte nun das Aeußerste versuchen, auf dem nehmlichen schmalen Wege, auf welchem sich schon der Churfürst befand, zurücksetzen, und so seinen Verfolger in den über hundert Ellen tiefen Abgrund hinabstürzen. Leben und Tod hieng von dem Schusse des Churfürsten ab, der unter den Worten: entweder ich treffe dich, oder du bringst mich ums Leben, losdrückte, und ihn glücklich in den Abgrund stürzte.

Fritz. Das war wirklich ein eben so glückliches Schuß, als der liebe Vaillant einmal in Afrika that, da ihn eben ein wüthender Ochse durchbohren wollte. Ist denn aber außer dem Gerreihe und Fleische nichts brauchbar von dem Hirsche?

Vater. O ja. Die Haut z. B. wird sehr geschätzt, wenn sie nicht so sehr von den Engerlingen durchlöchert ist. Roth- und Weißgerber bereiten sie zu, und der Schuhmacher, Sattler, Beutler verarbeiten sie. Wenn die Haare von der Haut abgemacht worden sind, so dienen sie zum Ausstopfen der Sättel, Stühle und Kana-

pees. Der Talg wird nicht nur von Lichtziehern zu Lichtern, sondern auch von den Apothekern zu Salben und Pflastern, von den Lederarbeitern zum Geschmeidigmachen des Leders gebraucht. Besonders haben die alten Hirsche zur Zeit der Hirschfeiste gewaltig viel Talg, und sind wie mit Specke überzogen. Das Mark aus den alten Hirschknochen giebt eine gute Salbe für aufgesprungene Hände, auch überstreicht man das Eisen damit, um es vor dem Roste zu verwahren.

Fritz. Warum durchlöchern ihnen denn aber die Engerlinge das Fell zuweilen so erstaunlich?

Vater. Die Engerlinge sind die Larven oder weiße Maden eines gewissen Insekts, welches die Ochsenbremse heißt. Diese Bremse, die so groß ist wie eine Schmeißfliege, legt ihre Eyer bloß auf die Haut verschiedener Thiere, besonders auch der Hirsche. Hier auf der Haut kriechen die Eyer aus, und die ausgekrochenen Maden fressen sich in das Fleisch ein. Sie verursachen den armen Thieren ein heftiges Jucken und ganz gewaltige Schmerzen; allein die Maden verlassen ihre Wohnung nicht eher, bis sie ihre gehö-

rige Vollkommenheit erreicht haben. Dies geschieht mehrentheils im März, wo man oft Rehkeulen zu sehen bekömmt, worinnen ganze Hände voll Maden befindlich sind. In diesem Monate aber verlassen sie die Hirsche und Rehe, fressen sich durch die Haut, stürzen sich auf die Erde, worinnen sie sich verpuppen. Zu dieser Zeit sind die Häute der Hirsche öfters so sehr durchlöchert, daß sie die Lederarbeiter ganz und gar nicht brauchen können.

Fritz. Ich habe ja aber doch gehört, daß die Engerlinge sich überhaupt nur in der Erde aufhielten?

Vater. Dies ist eine ganz andere Art von Engerlingen, nehmlich die Larven von den Weiden oder Maykäfern.

Fritz. Ja das ist etwas anders. Nun, liebes Väterchen, sagen sie mir doch, ob die Hirsche nicht können gezähmt werden?

Vater. O doch, man hat hin und wieder glückliche Versuche damit gemacht. Einige römische Kaiser ließen welche zähmen, und fuhren

damit, eben dies hat auch neulich ein deutscher Fürst gethan. Man hat sie von je her zu allerhand Kunststücken abgerichtet, und bis jetzt haben sie auch immer den vorzüglichsten Gegenstand der Jagdlustbarkeiten großer Herrn ausgemacht. Allein nunmehro finden dieselben immer weniger Geschmack daran, vorzüglich kommen die Parforcejagden immer mehr ab. Bis hierher nannte man dieselben ein edles Vergnügen, ich habe es aber immer ein grausames Vergnügen genannt; denn die armen Hirsche wurden durch Hetz- und Jagdhunde so lange verfolgt, bis sie endlich den Bissen und Verfolgungen derselben unterlagen. In der Angst suchten sie sich zuweilen durchs Schwimmen zu retten, oder setzten über 6 Fuß hohe Planken, oder wehrten sich auch wohl gegen die Hunde, und spießten sie an, bis endlich doch der Tod ihrer Quaal ein Ende machte. Das Fleisch eines solchen gehetzten Hirsches war für Menschen fast ganz ungenießbar, und es erhielten es größtentheils die Hunde, um sie dadurch noch mehr zur Jagd aufzumuntern. Nun für heute glaube ich wirst du genug von dem Hirsche gehört haben, ein andermal ein mehreres.

Die Sterndeuter.

Fritz. Lieber Vater, wie heißt denn der schöne helle Stern da?

Vater. Es ist die Venus, auch nennt man ihn den Abendstern, und wenn man ihn des Morgens vor Aufgang der Sonne erblickt, den Morgenstern.

Fritz. Woher kömmt es denn, daß er so sehr glänzt?

Vater. Weil er sich so nahe um die Sonne herumschwingt.

Fritz. Er schwingt sich um die Sonne herum?

Vater. Ja wohl, er gehört deshalb auch mit zu den Planeten.

Fritz. Giebts denn noch mehr solche Planeten?

Vater. Es giebt deren sieben, und unsre Erde ist auch einer derselben.

Fritz. Unsere Erde liefe also auch um die Sonne herum?

Vater. Ja, nur nicht so nahe, als die Venus.

Fritz. Ich kann noch gar nicht begreifen, daß die Erde um die Sonne laufen sollte, und wenn sie es mir nicht sagten, so würde ich es auch nicht glauben.

Vater. Da gienge dir's, wie es ehemals gar vielen Menschen gieng, die es auch nicht begreifen konnten.

Fritz. Woher wissen wir's denn aber?

Vater. Die Astronomen versichern es.

Fritz. Wer sind denn die?

Vater. Männer, die sich vorzüglich auf die Sternkunde oder Astronomie gelegt haben.

Fritz. Das muß wohl eine gewaltig schwere Wissenschaft seyn?

Vater. Das kannst du leicht denken. Aber sie verschaft auch ihren Verehrern tausend Freuden, die andre Menschen nicht haben.

Fritz. Die Astronomen wissen es also auch wohl gleich, wenn ein Krieg entsteht?

Vater. O ja, wenn sie Zeitungen lesen.

Fritz. Ich denke die Astronomen melden dies und alle andere merkwürdige Dinge, die sich ereignen werden, allemal länge vorher den Zeitungs- und Kalendermachern.

Vater. Da hast du falsch gedacht.

Fritz. Können sie denn dies nicht an den Sternen sehen?

Vater. Nein. So etwas glaubten nur

im vorigen Zeiten die Sterndeuter darinnen zu entdecken.

Fritz. Da hatten es also die Sterndeuter wohl noch weiter gebracht, als unsere Astronomen? denn sie wußten doch gleich, wenn ein Krieg entstehen würde, wenn ein großer Herr gebohren wurde oder starb, welche Tage glücklich oder unglücklich für die Menschen wären!

Vater. Sie gaben es bloß vor zu wissen und zu sehen, konnten aber eben so wenig von dergleichen Dingen in den Sternen erblicken, als unsere weit geschickteren Astronomen

Fritz. Warum denn nicht?

Vater. Weil nichts davon in den Sternen steht.

Fritz. Aber die Sterndeuter standen doch in so großen Ansehen? Fast an allen Höfen wurden ja welche gehalten, wie noch neulich Onkle Karl erzählte.

Vater. Das ist wahr. Du siehst also, daß

man eine Sache sehr lange für wahr halten kann, die doch am Ende falsch ist.

Fritz. Da wären ja aber die Sterndeuter Betrüger gewesen, wenn sie solche Dinge den Leuten weis gemacht hätten?

Vater. Das waren sie auch zum Theil; denn sie stunden sich bey der Ausübung ihrer Kunst sehr gut. Andere aber waren Einfältige, die wirklich in ihrer Einfalt glaubten dies und jenes in den Sternen zu lesen.

Fritz. Also giebt es jetzt wohl gar keine Sterndeuter mehr?

Vater. Die würde es wohl noch geben, wenn es nur noch Leute gäbe, die dumm genug wären, ihre Prophezeihung zu verlangen und zu bezahlen.

Fritz. Sie sind also gewiß auch an allen Höfen abgeschaft?

Vater. Vermuthlich. Schon einer der ehmaligen Könige in Frankreich erfuhr die Nich-

tigkeit der Sterndeuterey auf eine sonderbare Art. Er wollte nehmlich auf die Jagd reiten, und befragte nach der damaligen Sitte, erst seinen Hofsterndeuter, was es den Tag über für Wetter seyn würde. Nachdem der Sterndeuter vergeblich seine Kunst befragt hatte, antwortete er, daß es schön Wetter bleiben würde. Der König ritt also getrost fort, war aber kaum eine Stunde entfernt, als ihm ein armer Eselstreiber begegnete, welchen der König zum Scherz fragte, ob er nicht wüßte, was den Tag über für Wetter zu erwarten wäre. Der Eseltreiber antwortete, daß ehe zwey Stunden verflossen seyn würden, so würde ein starkes Gewitter kommen, und er wolle deshalb wohlmeynend rathen, daß die Herrn bey Zeiten umkehrten. Der König trauete aber seinem Sterndeuter mehr, als dem armen Eseltreiber, ritt mit seinem Gefolge weiter, das Gewitter kam wirklich und er wurde dichtig naß. Darauf ließ derselbe den Eseltreiber zu sich kommen, und befragte ihn, woher er so genau von der erfolgten Witterung unterrichtet gewesen wäre? Der Eseltrieber erwiederte, daß ihm dies sein Sterndeuter gesagt habe. Voller Erstaunen, daß sich dieser arme Mann auch seinen eignen Sterndeuter halte, befahl er, denselben sogleich

vor ihm zu bringen. Dieser aber entschuldigte, und sagte: daß derselbe eine schlechte Figur machen würde, daß sein Aeußeres nicht von der Beschaffenheit sey, vor so einem großen Könige zu erscheinen, daß es mit einem Worte sein Esel sey, der ihn durch sein Schreyen von einer bevorstehenden Veränderung der Witterung benachrichtige.

Die treuen Hunde.

(Fritz kömmt von einem Spatziergange zurück.)

Vater. Nun Fritz, wo bist du denn heute mit deinem Lehrer gewesen?

Fritz. Im Garten, liebes Väterchen. O! und wir hätten recht sehr gewünscht, daß Sie mit gewesen wären!

Vater. Warum denn Fritz?

Fritz. Ach hören Sie nur! Wir fanden bey unserm Garten an dem Zaune einen armen Mann liegen. Neben ihm saß ein ziemlich großer Hund. Als wir uns ihm näherten, forderte er ein Allmosen im gebrochenen Deutsch. Herr Herrmann gab ihm eine Kleinigkeit, nun bat er aber auch noch um etwas Brod für seinen Hund. Ich hatte ein Brödchen zu mir gesteckt, dies gab ich ihm sogleich ganz hin.

Vater. Das wundert mich, du giebst sonst nicht gern etwas von deinen Eßwaaren weg.

Fritz. O! lieber Vater, dem Manne hätte ich meinen Rock gegeben, wenn es sonst erlaubt wäre, seine Kleidungsstücken zu verschenken, so freundlich und einnehmend sah er aus.

Vater. Nun, es ist mir lieb, erzähle aber nur weiter.

Fritz. Der Mann sprang auf, küßte mir die Hand vielmals, und sagte etwas französisches, vermuthlich bedankte er sich.

Vater. Was empfandest du da wohl in deinem Herzen?

Fritz. Ach! ich kanns Ihnen gar nicht sagen, wie mir war, da der Mann meine Hand so drückte!

Vater. Sieh! Fritz, diese Freude gewährt die Wohlthätigkeit. Würdest du wohl dasselbe Vergnügen genossen haben, wenn du dein Brödchen selbst geessen hättest?

Fritz. Gewiß nicht. Aber ich bin noch nicht fertig lieber Vater. Da Herr Herrmann hörte, daß er französisch sprach, so frug er ihn in derselben Sprache, wo er her wäre. Jetzt erfuhren wir, daß er gerade aus Frankreich käme, wo man ihn den Kopf hätte abschlagen wollen.

Vater. Weißt du wohl, was man zu diesem Kopfabschlagen für ein Instrument nimmt?

Fritz. J, das werde ich doch noch wissen, die Güllotine, die ein D. Güllotin erfunden hat, damit die Menschen bey den Hinrichtungen nicht so vergeblich gequält würden.

Vater. Ganz recht. Nun wie war's weiter?

Fritz. Weinend erzählte er, daß er Frau und Kinder, Haus und Hof habe im Stiche lassen müssen, daß ihn bloß auf seiner eiligen Flucht sein treuer Hund hätte begleiten können. Herr Herrmann gab seine Verwunderung darüber zu erkennen, daß er diesen Hund bis jetzt beybehalten habe, da er doch, wie es schien, nichts für ihn zu leben habe. Hier, versetzte der Franzose,

dies treue Thier hat mich nicht verlassen, sollte ich denn nun schlechter handeln, und ihn verlassen? Sehen Sie, lieber Vater, dies gefiel mir so wohl, daß ich ihm gern noch ein Bröbchen gegeben hätte, wenn ich nur noch ein's gehabt hätte. Mir fiel dabey eine ähnliche Geschichte ein, die ich neulich wo gelesen habe.

Vater. Was ist dies für eine Geschichte?

Fritz. Sehen Sie, Väterchen, es war einmal ein vornehmer, gewaltig vornehmer und reicher Mann in Paris, der hatte sich aber durch's Spiel ganz arm gemacht. Wie er noch vornehm und reich war, hatte er viele Freunde, aber in seiner Armuth thaten sie, als wenn sie ihn gar niemals gekannt hätten. Dies that dem Manne sehr wehe, und er weinte manchmal und ärgerte sich, daß er so sehr gespielt hatte, und daß sich gar niemand um ihn bekümmerte. Wenn er nun aber so ganz traurig war, und denken Sie nur, wenn ihm manchmal der häßliche Gedanke in Kopf kam sich zu erschießen, wenn er die ganze Welt verwünschte und verfluchte, da näherte sich ihm sein treuer Hund, leckte ihm die Hände, und

brachte ihm das Schnupftuch, womit er die Thränen abwischen konnte. Dadurch würde er denn oft wieder auf einige Zeit beruhiget. Ja er nahm sich endlich gar vor, sich nicht zu erschießen, weil sonst der gute Hund niemanden mehr hätte, der für ihn sorgte. Seine Lage wurde indessen von Tage zu Tage trauriger, und er sahe sich endlich genöthiget, sich um Unterstützung bey einer Armen-Casse zu bewerben. Es wurde ihm auch wöchentlich so viel gereicht, daß er nothdürftig Brod für sich kaufen konnte. Da aber doch sein treuer Unglücksgefährte auch etwas haben wollte, so bat er bey dem Vorsteher der Armen-Casse um einen kleinen Zuschuß. Dies wurde ihm aber abgeschlagen. Der Unglückliche fuhr dringend fort zu bitten, daß man ihm doch nur eine Kleinigkeit mehr geben möchte. Der Vorsteher der Casse sagte endlich, er habe geglaubt, daß er allein sey, und wenn dies der Fall wäre, so müßte er auch mit dem bewilligten Brode auskommen können. Da fieng der Unglückliche an zu weinen, und gestund, daß er noch einen Hund habe, dem er etwas von dem Brode gäbe. O! da schaffen Sie doch ja den Hund ab, sagte jener, für Hunde wird hier nichts ausgetheilt. Ach! wenn ich den abschaffte, schluchzte der Unglückliche,

wer würde mich dann noch auf der Welt lieben? Er ist noch der einzige treue Freund, den ich habe. Die Antwort rührte den Vorsteher so sehr, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Er zog seinen Beutel, und gab ihm ein ansehnliches Geschenk, und sagte: da nehmen sie, dies darf ich verschenken, und behalten sie ihren treuen Freund.

Vater. Die Geschichte muß dich sehr interessirt haben, daß du sie so gut behalten hast. Es ist wahr, kein Thier ist dem Menschen mehr ergeben, als der Hund, deshalb werden auch allenthalben eine große Menge derselben gehalten. Besonders aber machen sich die Franzosen viel aus denselben, und man findet, in Paris wenigstens, nicht leicht ein Haus, wo nicht ein oder mehrere Hunde gehalten werden. So lieb ich nun aber auch die Hunde selbst habe, so kann ich es doch keinesweges billigen, daß so viele überflüßige Hunde gehalten werden. Es ist dies höchst nachtheilig.

Fritz. Sagen Sie doch Väterchen, worinnen bestände denn der so große Nachtheil?

Vater. Hast du schon vergessen, wie kaum

vor dem Jahre eine große Menge unsrer Hunde toll wurde, wie gefährlich es war, über die Straße oder auf's Feld zu gehen? Deshalb fängt man auch hin und wieder an, Verordnungen zu machen, welche die Hunde betreffen, man legt auf die Ueberflüßigen eine Abgabe, wie dies z. B. in England und in Deutschland in der Reichsstadt Heilbron geschehen ist. In manchen Ländern darf man die Hunde gar nicht, oder wenigstens doch nicht ohne angehängten Knüttel herumlaufen lassen. Außer der Gefahr aber, der man bey den vielen Hunden ausgesetzt ist, verzehren sie auch das Jahr hindurch eine ansehnliche Quantität Futter, womit andere nützlichere oder doch weniger schädliche Thiere könnten erhalten werden.

Fritz. Das ist wahr, unser Nimrod frißt gewiß so viel, als ein mittelmäßiges Schwein.

Vater. Rechne nur einmal, was allein die zweymal hundert tausend Hunde jährlich kosten mögen, die bloß in Paris sollen gehalten werden. Nimm an, daß jeder im Durchschnitt täglich für sechs Pfennige frißt, so kosten die Hunde in Paris allein über anderthalb Millionen Thaler zu erhalten. Wie viel unnütze, ganz über-

flüßige Hunde mögen aber nicht unter dieser grossen Anzahl seyn? Und doch sind dies nur die Hunde einer grossen Stadt, wie viel mögen in ganz Frankreich, wie viel in Deutschland, wie viel in den übrigen Ländern von ganz Europa seyn? Wie viel arme Menschen, wie viel nützliche schlachtbare Thiere könnten dafür erhalten werden, und ist es nicht grausam, das Brod den Hunden zu geben, und arme Menschen hungern zu lassen?

Fritz. Warum haben wir denn da unsern grossen Nimrod nicht lange abgeschaft?

Vater. Dies würde gewiß längst geschehen seyn, wenn er nicht zur Bewachung unsres Hofes so sehr nöthig wäre. Auch kann derselbe nicht leicht Schaden thun, da er immer angelegt ist.

Fritz. Werden denn die angelegten Hunde nicht tolle.

Vater. O ja, noch eher wie die herumlaufenden, wenn sie besonders bey grosser

Hitze nicht fleißig mit frischem Wasser versehen werden. Da sie aber doch nicht von der Kette loß können, so kann man sich schon eher vor ihnen in Acht nehmen. Jetzt will ich dir doch auch eine Geschichte von einem vorzüglich treuen Hunde erzählen, die noch ganz neu ist, und mir so eben einfällt. Ich weiß doch, du hörst gern etwas von Thieren.

Fritz. O! das thun sie doch ja, Sie sind auch ein recht gutes Väterchen, und ich will Ihnen auch wieder einmal etwas dafür erzählen.

Vater. Du wirst wohl noch wissen, daß vor einigen Jahren gar viele Menschen in Frankreich hingerichtet wurden. Dies traurige Loos traf nun auch einen sehr vornehmen und dabey rechtschaffnen Mann. Als derselbe in's Gefängniß geführt wurde, begleitete ihn sein treuer Hund dahin, wurde aber gleich von dem Gefangenwärter zurückgejagt. Da schlich er ganz traurig zu der bisherigen Wohnung seines Herrn zurück, fand sie aber verschlossen. Ein Nachbar, der ihn gewahr wurde, nahm ihn indessen auf. Des andern Tages gieng er um dieselbige Zeit, wo sein Herr Tags zuvor in das Gefängniß war

geführt worden, aus, und man sahe gar bald, daß er seinen Weg nach dem Gefängnisse nahm. Er fieng an, an der Thür desselben zu kratzen, und der Gefangenwärter ließ ihn ein. Er stellte sich ganz unbändig an, da er seinen Herrn fand. Seine Freude aber dauerte nicht lange, denn nach einer kleinen Stunde wurde er wieder vor die Thür geworfen. Diese üble Behandlung aber hielt ihn nicht ab, den folgenden Tag wieder zu kommen. Er wurde wieder eingelassen, und auf die nehmliche Art, wie Tag's zuvor wieder fortgeschickt. Von dieser Zeit setzte er täglich seine Besuche fort, auch fand er sich an dem Tage ein, wo sein Herr sollte hingerichtet werden. An diesem Tage aber wollte er ihn nicht verlassen, und als man ihn mit Gewalt fortschaffen wollte, so biß er ganz gewaltig um sich herum. Dennoch aber konnte er nicht verhindern vor die Thür geworfen zu werden. Allein diesmal verließ er sie nicht. Kurz darauf brachte man seinen Herrn geführt, und setzte ihn auf den Wagen, mit welchem er sollte zum Richtplatze geführt werden. Gleich kam der Hund, schmiegte sich an seinen Herrn fest an, und begleitete den Wagen bis auf den Richtplatz. Als die Hinrichtung vorüber

und der Körper des Herrn verscharrt war, setzte er sich auf das Grab desselben, wo ihn jener Nachbar, der ihn bisher gefüttert hatte, des andern Tages fand. Er nimmt ihn mit sich, aber den folgenden Tag läuft derselbe doch wieder zum Grabe, kömmt jedoch nach einiger Zeit wieder zurück. Diese Morgenbesuche setzt er darauf ganzer zwey Monate fort, bis er endlich einmal nicht wieder bey dem Nachbar zurückkömmt. Dem Nachbar fällt dies Aussenbleiben auf, er sieht sich deshalb nach ihm um, und findet ihn auch wirklich, wie er vermuthete, auf dem geliebten Grabe. Jetzt will ihn aber derselbe nicht zurückbegleiten, er sucht ihn mit Gewalt vom Grabe wegzureisen, der Hund widersetzt sich, und nimmt auch keine Nahrung an. Der Nachbar verläßt ihn nun, in der gewissem Erwartung, daß ihn schon der Hunger vom Grabe wegtreiben werde. Allein er irrt sich, er kömmt nicht wieder. Er geht also einige Tage darauf hin, zu sehen, was doch aus dem Hunde geworden sey, und findet, daß sich derselbe bis beynahe zu dem Leichnam seines Herrn eingegraben habe. Er ruft ihn an, aber er hört nicht mehr, er war gestorben, an der Seite seines geliebten Herrn.

Fritz. Nun Wärtchen können Sie es also wohl den Franzosen verdenken, daß sie so viel auf Hunde halten?

Brüderliche Liebe.

Vater. Kinder! wer von euch hat Lust einen Luftball steigen zu sehen?

Wilhelm und Martin (zugleich.) Ich, ich!

Vater. Einen kann ich nur mit nehmen, und das wird derjenige seyn, der mir sagt, wer die Luftbälle erfunden, wer die meisten Reisen da: mit in die Luft gethan, und welche Nation sich derselben zuerst im Kriege bedient hat.

Martin (der jüngste.) O, den Erfinder will ich Ihnen gleich sagen, dieser war ein Franzose, Namens Mongolfier; aber die beyden andern

Martin. O nein, lieber Vater! Ich ärgere mich nur, daß ich so vergeßlich bin.

Vater. Das ist ganz natürlich. Sieh Martin, wenn etwas erzählt oder vorgetragen wird, so bist du nie recht aufmerksam, und dann, wenn du nach dem Vorgetragenen gefragt wirst, so suchst du dir gewöhnlich mit weinen zu helfen.

Martin. Ich will gewiß nun recht aufmerksam seyn.

Vater. Desto besser für dich.

Der Freund suchte nun den kleinen Martin wieder aufzuheitern, und zugleich den älteren Bruder zu bewegen, sein erworbenes Recht an den Martin freywillig abzutreten. Unter andern erzählte er auch eine Anektote von zwey guten Brüdern in Frankreich. Der Vater derselben war in Berry gestorben, und die beyden Brüder machten sich also auf den Weg nach Paris, wo ihre Mutter in großer Armuth lebte. Der ältere Bruder, ohngefähr 14 Jahr alt, ertrug mit ziemlicher Gleichgültigkeit die Beschwerlichkeiten einer so ungewohnten Fußreise, aber der Jüngere,

ein Kind von 9 Jahren, konnte gar bald nicht mehr fort. Der Aeltere wußte nun kein anderes Mittel, um ihn fortzubringen, als ihn auf der Post als Passagier einschreiben zu lassen.

Martin. Was ist denn das ein Passagier?

Wilhelm. Das will ich dir sagen Martin. Wenn du auf das Posthaus gehest, und anzeigst, daß du mit dem Postwagen nach einem gewissen Orte fahren willst, und das gehörige Postgeld dafür erlegst, so bist du, indem du auf der Reise begriffen bist, ein Passagier.

Martin. Wenn nun der Jüngste ein Passagier wurde, was fieng denn da der andere unter der Zeit an?

Freund. Ja, das rathe einmal.

Martin. J, er hätte ja auch können ein Passagier werden.

Freund. Daran habe ich nicht einmal gedacht. Allein ich glaube doch, daß sich dies nicht gut würde haben thun lassen. Denn er

hatte kaum so viel Geld, um für seinen Bruder zu bezahlen. Nein, er beschloß neben der Post her zu gehen, da dieselbe ohnedem wegen des schlechten Weges nicht schnell fahren konnte. Er kaufte für die noch übrige Baarschaft etwas Brod, und wanderte getrost und ganz zufrieden neben der Post her, und freuete sich nur, seinen Bruder so gut untergebracht zu haben. Der Jüngste, der viel weichlicher als der Aeltere war erzogen worden, war auf seinem Wagen bey weitem nicht so zufrieden; denn es wurde des Nachts ziemlich kalt. Er ergriff nun, um den Frost zu vertreiben, ein sehr unschickliches Mittel, er fieng nehmlich an zu weinen.

Vater. Hörst du wohl Martin, der machte es so wie du. Wer in aller Welt mag den kleinen Franzosen mit deinem Universalmittel bekannt gemacht haben?

Freund. Der ältere Bruder suchte sogleich seine Thränen dadurch zu trocknen, daß er seine Weste auszog und sie seinem Bruder gab, um sie noch über die seinige zu ziehen. Er selbst that sich nicht aus, daß er frohr, und wanderte immer singend neben dem Wagen her. Die übrigen

Passagiers auf der Post freueten sich außerordentlich über dieses edle Betragen, frugen den lieben Sänger nach seinem Nahmen und erfuhren, daß er Sedaine hieße, daß ihr Vater für Kummer gestorben, und daß ihre Mutter in Paris lebe, zu welcher sie auch jetzt reisen wollten. Die Passagiers waren alle über den jungen Helden so gerührt, daß sie ihn mit auf den Wagen nahmen, und den ganzen Weg über für beyde Brüder sorgten. Der Aeltere ist erst vor kurzem als einer der vorzüglichsten Schauspieldichter in hohem Alter gestorben, und wird wegen seines guten Herzens, und wegen seiner schätzbaren Werke *) gewiß bey allen Franzosen unvergeßlich seyn.

Nachdem der Freund diese Erzählung geendiget hatte, sagte er: aber es wird nun Zeit aufzu-

*) Michel Jean Sedaine, der den 19ten May 1797 im 78sten Jahre starb, nachdem er 40 Jahr für die Schauspielfreuden von ganz Frankreich gearbeitet hatte, schrieb unter andern vorzüglichen Stücken: le Deserteur, Guillaume Tell, le Philosoph sans le savoir, etc.

brechen. Da kam auf einmal Wilhelm und bat seinen Vater, er möchte doch den Bruder Martin mitnehmen, da sich vielleicht die Gelegenheit nicht so bald wieder ereignen möchte, so etwas zu sehen, und es für ihn doch nichts neues mehr sey. Martin aber weigerte sich nun, von diesem Anerbieten seines Bruders Gebrauch zu machen, weil es Unrecht sey, ihm eine Freude zu rauben, die er durch seine Aufmerksamkeit verdient hätte. Lange währte noch der Streit, der beyden guten Brüder, bis [illegible] endlich der Freund dahin entschied, daß sie verdienten alle beyde mit genommen zu werden. Da aber doch der Vater gewöhnlich nur ein's seiner Kinder mit zunehmen pflege, so wolle er den andern mitnehmen, wozu denn auch der Vater sehr gern seine Einwilligung gab.

Der überwundene Ekel.

Linchen. Väterchen, sehen Sie da, Fritz will keinen Sardellen Sallat essen!

Vater. Nun, Fritz, was fällt dir denn einmal ein, es war ja doch sonst immer dein Lieblingsgericht.

Fritz. Ja, das ist wohl wahr, seit dem ich aber gehört habe, wie sie eingesalzen werden, ist mir aller Appetit dazu vergangen.

Vater. Sollte denn die Behandlung so schmutzig seyn? Es essen doch so viele tausend Menschen Sardellen, und ich selbst esse sie mit dem größten Appetite.

Fritz. Das weiß ich wohl, und darum

werde ich mich auch wohl in Acht nehmen, etwas von der Behandlung beym Einsalzen zu erwähnen.

Vater. Fritz, Fritz, es ist bloße Ziererey, und diese taugt nicht. Du willst ein Apotheker oder Kaufmann werden, ich muß dich also zu fremden Leuten bringen. Hier würde es aber ganz unschicklich seyn, wenn du eine Auswahl unter den vorgesetzten Speisen machen wolltest. Ein junger Mensch, der unter fremden Leuten fortkommen will, thut am besten, wenn er sich frühzeitig gewöhnt, alles zu essen, was sonst nur eßbar ist, und was er andere Leute, besonders seinen Herrn essen sieht.

Fritz. Das werde ich auch gerne thun, wenn sonst nur die Speisen reinlich zu rechte gemacht sind.

Linchen. Ja, ja, du bist der rechte. Wolltest du neulich wohl von der schönen Suppe essen, wo die paar Fliegen hinein gefallen waren?

Fritz. O! das nimm mir auch nicht übel Linchen, Fliegensuppe wird mir gewiß auch mein künftiger Herr nicht vorsetzen.

Linchen. Da hören Sie es ja selbst Väterchen.

Vater. Im Herbste ist es sehr leicht möglich, daß ein paar Fliegen in die Suppe fallen. Wie? wenn sich dies nun auch einmal bey deinem künftigen Herrn zutrüge?

Fritz. So würde ich lieber keine Suppe essen.

Vater. Gut. Würdest du aber dadurch nicht den Herrn beleidigen, der vielleicht weniger ekel, die Suppe mit dem größten Appetite äße? Und was wolltest du denn nun essen, denkst du etwan, daß sie dir zu gefallen eine andere Suppe kochen, und die schon fertige wegschütten würden?

Fritz. Das würde ich nicht verlangen, ich würde mich bloß mit der Zukost behelfen.

Vater. Recht gut, wenn sich nun zum Unglücke auch darinnen eine Fliege vorfände?

Fritz. So würde ich lieber hungrig vom Tische gehen.

Linchen. Ja, wenn die Becker immer so nahe wohnten, wie hier unser Nachbar!

Vater. Fritz, ich habe in meiner Jugend viele junge Leute gekannt, die auch bald dies, bald jenes nicht essen konnten oder wollten; da sie nun aber doch auch nicht Lust hatten zu hungern, so hohlten sie sich, oder ließen sich heimlich etwas Gebackenes, Obst, Wurst u. s. w. hohlen. Wenn dies aber die Herrn gewahr wurden, so setzte es Verweise oder wohl noch mehr. Dies war ganz natürlich, denn ein solcher Herr mußte doch immer glauben, daß ihm das Geld zu solchen heimlichen Näschereyen erst entwendet wurde. Dies war auch wirklich bey einem jungen Menschen der Fall, der hier noch vor einigen Jahren mit Schimpf und Schande aus einer Handlung gejagt wurde.

Linchen. Der wollte gewiß auch keinen Sardellensallat essen?

Vater. Dies wäre noch verzeihlich gewesen, nein, er wollte des Abends keine Butter und keinen Käse essen.

Linchen. Nun, was wollte er denn haben, etwa Lampreten?

Vater. Das weiß ich nicht. Genug er behauptete, daß seine Mutter auch weder Butter noch Käse gegessen habe, und daß er gar nicht daran gewöhnt wäre. Sein Herr war dies nun zwar wohl zufrieden, gab ihm aber ganz deutlich zu verstehen, daß er sich ja nicht einbilden sollte, daß ihm zu gefallen etwas anders würde aufgetragen werden. Anfänglich begnügte er sich also gezwungen mit bloßem Brode. Nach und nach mochte ihm aber diese Kost doch gar zu einfach seyn, denn er ließ sich heimlich immer noch etwas anders hohlen. Da aber sein gewöhnliches Taschengeld hierzu nicht hinreichend war, so machte er lange Finger, wurde ertappt und fortgejagt. Das war nun die Folge seiner frühern Verwöhnung.

Fritz. Wenn man aber einen natürlichen Ekel gegen eine Speise hat, wie soll man's denn da nun machen?

Vater. Es ist selten der Fall, daß ein Mensch gegen irgend eine Speise einen angebohrnen oder natürlichen Ekel haben sollte, gewöhnlich bildet man sich's nur ein. Besteht nun der

Ekel bloß in der Einbildung, oder ist es Verwöhnung, so kann man denselben leicht überwinden.

Fritz. Wie denn, lieber Vater?

Vater. Das soll dir mein eignes Beyspiel lehren. Ich konnte in meiner Jugend keine Möhren essen, oder glaubte dies wenigstens. So oft dies Gericht auf den Tisch kam, so verfärbte ich mich, und wenn ich nun etwas weniges davon genoß, so mußte ich mich fast jedesmal übergeben. Meine Aeltern, die mich schon so oft gestraft hatten, weil sie meinen Ekel für Ziererey hielten, fiengen nach und nach an zu glauben, daß hier ein natürlicher Widerwille zum Grunde liegen müsse, und drangen nicht weiter in mich. Als ich aber auf die Universität kam, hörte ich, daß gerade dieses Gemüse eines der gesündesten wäre. Jetzt ärgerte ich mich, daß ich dasselbe nicht essen konnte. Nicht lange darauf las ich einmal, daß man in einer belagerten Festung, Ratten, Mäuse, Katzen, kurz solche Dinge gegessen habe, gegen deren Genuß man gewöhnlich einen gewaltigen Abscheu hat. Auch wurde mir versichert, daß dies auf Schiffen, auf welchen der Proviant ausgegangen wäre, nicht selten der

Fall gewesen sey. Da nahm ich mir von dem Augenblicke an vor, alles essen zu lernen, besonders aber die gesunden Möhren. Ich setzte mich nun hin, und dachte nach, warum denn wohl jene Belagerten zu solchen ungewöhnlichen Speisen ihre Zuflucht genommen hätten, und fand gar bald, daß sie der Hunger dazu getrieben habe. Ich versuchte also dieses Mittel auch, bestellte bey meinem Wirthe auf den folgenden Mittag ein Gericht Möhren. Ich nahm von dem Augenblicke an nicht einen Bissen in den Mund, und machte mir noch den folgenden Tag vor Tische eine starke Bewegung, so daß ich endlich so hungrig war, daß ich hätte Steine essen mögen. Die Möhren kamen an, ich fiel darüber her und verzehrte sie mit Appetit, ohne daß mir übel darauf geworden wäre. Von der Zeit an ließ ich mir dies Gericht alle Woche einmal zubereiten, beobachtete in der ersten Zeit aber immer die Vorsicht, nicht zu frühstücken. Dadurch brachte ich es in kurzer Zeit dahin, daß ich die Möhren nicht allein ohne Ekel, sondern sogar mit Appetit eßen konnte, und noch essen kann.

Fritz. O! wenn man durch Hunger es so

weit bringen kann, so will ich doch gleich den Versuch machen. Ich will meine Portion Sardellensallat bis morgen Abend aufheben, und bis dahin gar nichts genießen.

Vater. Thue das, der Erfolg wird's ausweisen, daß ich Recht habe. Weißt du nicht mehr die Geschichte von dem Könige, der gar kein Wasser trinken konnte? Dieser wurde einmal von seinen Feinden verfolgt. Die Hitze war fast unausstehlich. Nirgends war etwas trinkbares, nicht einmal Wasser zu finden. Der König klagte, daß er vor Durst nicht mehr von der Stelle könnte. Seine Begleiter gaben sich alle Mühe, und waren endlich so glücklich in einer Pferdetapfe ein wenig stinkend Wasser zu finden. Es wurde dem König gezeigt, er schöpfte es mit seiner hohlen Hand, schlürfte es mit sichtbaren Wohlgefallen aus, und versicherte, daß ihm nie ein Trunk des köstlichsten Weins so gut geschmeckt habe.

Linchen. Trinken doch zuweilen die Reisenden in den Sandwüsten Arabiens Wasser, das die Kameele mehrere Tage schon im Leibe gehabt haben, wenn sie eben kein anderes haben

können. Wenn die nun lange ekel seyn wollten, so könnten sie ja verdursten.

Vater. O! Kinder! ihr könnt gar nicht glauben, was Noth und Gewohnheit thut, diese macht auch die ekelhaftesten Speisen und Getränke wohlschmeckend. Ihr wißt ja, was ich der Mutter noch neulich aus einem Buche vorlas, als sie eben mit der Magd unzufrieden war, daß sie keinen ganz frisch geschöpften Brunnen zum Kaffee genommen hatte.

Lischen. Ach! 's ist wahr von dem Manne, der Afrika durchreisen wollte, und dem es so oft an Wasser fehlte.

Vater. Richtig, du hast's behalten. Dieser Mann wußte nehmlich aus der Erfahrung, daß in manchen Jahrszeiten in Afrika nichts seltener als Wasser wäre. Wenn er daher Wasser antraf, so füllte er gleich alle seine ledigen Gefäße voll; da er aber keinen großen Vorrath derselben hatte, so nahm er auch frische Rinder Kaldaunen zu Hülfe, und füllte sie mit frischen Wasser an. Dies Wasser verdarb aber schon den ersten Tag

und nahm einen höchstwidrigen Arzeney-Geschmack an. Dennoch war man zuweilen froh, daß man nur dergleichen hatte und Herr Vaillant, (so hieß der Reisende) genoß es selbst öfters mit etwas gemahlnem Koffee vermischt.

Linchen. Nun für einen solchen Koffee würde sich doch die Mutter bedanken.

Vater. Das glaube ich, so lange sie bessern oder wenigstens etwas anderes zu trinken hätte.

Fritz. Auf diese Art hätte ich die Reise nicht mit machen mögen, so große Lust ich auch sonst zu reisen hätte.

Vater. Weißt du denn aber schon im Voraus, ob du als künftiger Kaufmann das Reisen wirst vermeiden können?

Fritz. Das weiß ich freylich nicht, ich dächte aber doch, daß ich nicht in fremde Erdtheile zu reisen nöthig hätte.

Vater. Wenn dies auch nicht seyn sollte,

so wirst du doch in Deutschland vielleicht die Bemerkung machen können, daß es nicht gut sey, sich allzu ekel zu gewöhnen.

Linchen. Du! das merke nur der junge Herr und habe nicht immer so überkluge Reden von seinen künftigen Reisen. Ja, wenn unser Nachbar mit einem Korbe voll Zwiebäcken mitreisete.

Vater. Wenn ich ehemals von der Universität mit meinen Landsleuten zum Besuch nach Hause reiste, so führte uns der Weg allemal auf ein Dorf, das an einem See lag. Gewöhnlich machten wir hier Mittag. Das Wirthshaus war äußerst schlecht, und bey der Frau Wirthin schien die Reinlichkeit eben nicht zu Hause zu seyn. Man konnte aber in diesem Wirthshause fast immer nichts als Fische haben, welche die Wirthin auf eine ganz eigne, gar nicht unschmackhafte Art zubereitete. Die mehresten von meinen Landsleuten aber konnten nichts davon genießen, und mußten daher nicht selten mit bloßem schwarzem Brode verlieb nehmen. Wir übrigen ließen sie uns gut schmecken, drückten, wenn von ohngefähr die Frau Wirthin, während des Essens in

die Stube trat, ein Auge zu, und lachten die delikaten Herrn tüchtig aus, wenn uns die Fische gut geschmeckt hatten.

Fritz. Half ihnen da auch der Hunger den Ekel überwinden?

Vater. Zuverlässig. Denn wenn wir hier her kamen, hatten wir schon fünf Meilen zurück gelegt. Glaube aber ja nicht, daß grade die Noth den Menschen dahin bringt, den Ekel gegen gewisse Dinge fahren zu lassen, auch die wiederhohlte Uebung und öftere Versuche bewirken dieses. Gieb einmal Achtung Fritz, wenn du in eine Gesellschaft erwachsner Männer kömmst, womit sucht sich gewöhnlich der größte Theil derselben die Zeit zu vertreiben?

Fritz. Ja, darauf habe ich noch nicht einmal Achtung gegeben. Ich sehe wohl, daß sehr viele Tabak rauchen.

Vater. Nun, dies ist eben der gewöhnliche Zeitvertreib. Gleichwohl erweckt das Tabackrauchen bey den meisten Menschen im Anfange ganz gewaltige Uebelkeiten und Betäubung, und

scheint der menschlichen Natur ganz zuwider zu seyn. Dennoch fährt man fort zu rauchen, und mit jedem neuen Versuche vermindert sich die Uebelkeit und das betäubende. Sollte man nun nicht weit leichter den Ekel gegen eine dem Körper angemessene nahrhafte Speise besiegen können?

Fritz. O! das glaube ich gewiß, wenn man eben die Mühe anwendete.

Vater. Sehr oft bringen die Aeltern selbst, oder vielmehr die Wärterinnen den kleinen Kindern einen Ekel gegen gewisse Speisen bey, den diese nicht selten ihr Lebelang behalten. Eigentlich aber ist es unrecht, wenn man den Kindern einen solchen Ekel gegen eßbare und unschädliche Sachen beybringt. Die Chinesen thun dies nicht, die haben gegen nichts einen Ekel. Bey ihnen wird von allen Thieren Fleisch zu Markte gebracht, von denen wir nichts essen, nur muß es allemal bestimmt angegeben werden, von was für Thieren es ist. Ja, sie machen nicht einmal einen großen Unterschied, unter geschlachteten oder gefallenen Thieren, und würden sich sehr wundern, wenn wir nichts davon essen wollten. Dies ist fast derselbige Fall, bey allen Völkern der übrigen Erdtheile.

Fritz. Sie haben aber doch selbst einmal erzählt, daß gewisse Speisen in manchen Ländern, wenigstens zu manchen Zeiten, schädlich wären, z. B. das Schweinefleisch?

Vater. Das habe ich gesagt, und solcher Speisen muß man sich, so viel wie möglich, enthalten. Mehrentheils sind sie aber auch schon durch besondere Gesetze verboten worden, wie oben das Schweinefleisch bey den Türken, bey den Juden und noch neulich bey den kaiserlichen Soldaten in Ungarn, das zu frühe Ausmachen und Essen der Kartoffeln in Preußischen und andern Ländern, u. s. w.

Linchen. Dürfen wir denn nun auch kein Schweinefleisch mehr essen?

Vater. O warum denn nicht, wir wohnen ja in einem ganz andern Lande, haben ein ganz anderes Klima. Jetzt möchte ich denn doch aber gern wissen, warum du eigentlich die Sardellen nicht essen wolltest, und was dir beym Einsalzen derselben nicht gefallen hat? Du wolltest es vorhin nicht sagen, weil du mich noch essen sahest, und das war recht; denn über Tische muß man nie das Gespräch auf Dinge bringen, welche Ekel erwecken könnten.

Fritz. Stellen Sie sich nur vor, wenn man die Sardellen gefangen hat, so wirft man sie für's erste in Seewasser, wovon man schon viele Tonnen voll zu diesem Gebrauche in Bereitschaft hat?

Vater. Nun dies wird doch nicht etwa jenen Ekel hervorgebracht haben?

Fritz. O! bewahre, lassen Sie mich nur erst auserzählen. In dem Seewasser bleiben sie so lange, bis man Zeit hat sie einzusalzen.

Linchen. Warum thut man denn aber die Fische nicht lieber in ganz reines Brunnenwasser?

Vater. Weil sie sich darinnen nicht lange halten würden. Das Seewasser aber ist salzig, und widersteht der Fäulniß. Du weißt ja Linchen, daß die Mutter auch viele Sachen, welche aufgehoben, und vor der Fäulniß gesichert werden sollen, mit Salz einmacht, oder in Salzwasser weicht. Wie zum Beyspiel: Speck, Sauerkraut u. s. w.

Fritz. Aus diesem Wasser werden die Sar=

dessen wieder herausgenommen, und dann erst ordentlich eingepökelt.

Vater. Weißt du auch den Ursprung des Worts einpökeln!

Fritz. Ich denke es kömmt von dem Nahmen eines Mannes her, welcher die wichtige Entdeckung machte, daß man die gefangenen Heeringe durch das Einsalzen vor der Fäulniß verwahren könnte. Aber den Nahmen desselben habe ich doch wirklich vergessen. Es ist aber auch beynahe zwey Jahre her, daß Sie uns dies einmal erzählten.

Vater. Beukelszoon hieß er, und war in Flandern zu Hause.

Linchen. Ach ja, nun weis ich's, aß nicht ein Bischoff einen Heering auf seinem Grabe, um sein Andenken zu ehren?

Fritz. Warum nicht gar der Pabst? Nein, Kaiser Karl der fünfte war es, wenn dich jemand fragt.

Linchen. Nun, nun, Herr Professor, ein

bischen Nachsicht, ich will mich ja gern belehren lassen.

Vater. Weißt du denn aber nicht, wie die Sardellen ferner beym Einsalzen behandelt werden, denn bis jetzt habe ich nichts ekeles dabey wahrgenommen.

Fritz. Der Mann, der sie aus dem Wasser nimmt, wirft sie einem andern zu, der wie der Bachus auf einem Fasse sitzt, und dem Fische in aller Geschwindigkeit mit dem großen Nagel seines Daumens den Kopf abschneidet, und die Gedärme herauszieht, und ihn dann neben das Faß wirft. Ein dritter Mann, der nicht weit von dem zweiten zwischen ungeheuren Hügeln von Salz auf der Erde sitzt, packt sie alsdann ein. Dies geschiehet folgendermaßen. Er bestreuet zuerst den Boden eines Fäßchens mit Seesalz.

Linchen. Wird denn dieses Salz aus der See gehohlt?

Vater. Du hast doch vorhin gehört, daß das Meerwasser salzig sey, von diesen Salztheilen

bleibt nun immer etwas an den Küsten sitzen, die von denselben bespielt werden, und wird da von der Sonne getrocknet. Dies Salz, welches sich also nach und nach an den Küsten angesetzt hat, wird hernach, wenn es trocken geworden ist, wieder abgeschabt und im Handel gebracht, und dies ist das Seesalz. Man kocht aber auch öfters grade zu selbst das Meerwasser, und erhält ebenfalls ein gutes brauchbares Salz.

Linchen. Ist es denn aber von derselbigen Güte, wie das Unsrige.

Fritz. I freylich, so frage doch auch nicht so ununterbrochen fort, ich werde ja sonst gar nicht fertig mit erzählen.

Linchen. O! ich will gern schweigen, geruhen dieselben nur fortzufahren.

Fritz. Wenn der Grund des Fäßchens mit Seesalz bestreut ist, so ergreift er die geköpften Fische, wirft sie in das Fäßchen, und ordnet sie so geschwind und künstlich mit allen seinen Fingern, daß in einem Augenblicke mit bewundernswürdiger Ersparniß des Raumes ein Fisch neben

dem andern liegt. So legt er immer eine Schicht Salz und eine Schicht Fische bis das Fäßchen voll ist, und zuletzt legt er den Deckel darauf, und beschwert ihn mit Steinen. In wenig Tagen werden die eingepackten Fische ganz von Salz durchdrungen. Die Masse setzt sich, und man kann das Fäßchen zuschlagen, und es ist so dann zum Verkaufe fertig.

Vater. Die Beschreibung hat mir sehr wohl gefallen. Was hat denn nun aber eigentlich jenen großen Ekel bey dir erweckt?

Fritz. Das können Sie leicht denken, das Kopfabschneiden mit den großen Nägeln des Daumens.

Vater. Das also? Weißt du denn aber auch, daß dasselbe so ganz gegründet ist?

Fritz. Ganz gewiß. Unser Lehrer sagte, daß ein Franzose dieser Kopfabschneiderey auf der Insel Sicilien selbst mit beygewohnt habe. *)

*) S. Houel Reisen durch Sicilien, Maltha und die Liparischen Inseln. Erster Theil. Uebersetzung von Keerl.

Vater. Vielleicht ist es also auch nur auf jener Insel, wo die Fischer einen solchen Gebrauch von ihren Nägeln zu machen wissen, und zum Glück kriegen wir daher keine Sardellen. Sonst habe ich von dieser ganz eignen Behandlung nichts gehört, so wie ich denn auch bis jetzt nicht gewußt habe, warum manche Kinder ihre Nägel so groß wachsen lassen. – Vielleicht wollen diese also hin nach Sicilien, und Sardellen mit einmachen helfen.

Linchen. Ha, ha, ha. Ich kenne einen sehr klugen jungen Herrn, der sich also gewiß bald auf die Reise machen wird.

Vater. Ob mir nun gleich das Kopfabschneiden mit den Nägeln nicht gar sehr gefällt, so werde ich doch fortfahren Sardellen zu essen. Braucht man denn nicht auch bey uns die Nägel mit bey der Bereitung verschiedener Speisen? wäre es nicht sonderbar, wenn du kein Brod essen wolltest, weil dasselbe mit den Händen eingemengt wäre, woran doch auch Nägel sind, wenn gleich nicht solche sicilische Nägel? Fritz, Fritz, wenn dies der einzige Grund ist, warum du keine Sardellen essen willst, so mußt du noch

gar viele Sachen nicht essen. Es läßt sich ein für allemal nicht ändern, Hände, und sogar die Füße müssen bey der Bereitung vieler Speisen und Getränke gebraucht werden. Wenn sie nur vorher rein gewaschen, und sonst die erforderliche Reinlichkeit beobachtet wird. Auch thun wir immer besser, wenn wir glauben, daß sie angewendet wird, als wenn wir uns das Gegentheil einbilden wollten. Denn wie manches sonst schmackhafte Gericht, würde uns da nicht anekeln, und wer hätte nun den Schaden davon. Gewöhnt euch also immer zur Reinlichkeit, sie ist gar eine schätzbare Tugend, besonders an Frauenzimmern, die doch in der Regel am meisten mit der Zubereitung der Speisen zu thun haben. Seyd aber auf der andern Seite nicht zu ekel, weil ihr sonst vieles entbehren müßt. Seht ihr besonders bey andern Leuten, wohin ihr künftig etwa mit zu Tische genommen werden möchtet, etwas, das euch nicht gefällt, so macht ja niemals ein Aufheben darüber, damit ihr nicht auch bey andern Ekel erweckt, und so die Wirthin in Verlegenheit gesetzt wird.

Eine sehr wohlfeile Illumination.

Vater. Nun ihr scheint ja beyde etwas auf den Herzen zu haben? Was ists denn, nur heraus damit? —

Fritz. Sehen Sie, liebes gutes Väterchen! die Kastanienallee wird diesen Abend illuminirt, und —

Linchen. Da wollten wir Sie bitten uns doch zu erlauben —

Vater. Nun, was denn, was denn, Kinder?

Linchen. O! Sie werden es ja schon errathen — ein bischen hinauszugehen.

Vater. Sehr gern wenn es die Mutter zufrieden ist.

Fritz. Doch, doch, die ist es zufrieden, Sie will selbst mit gehen, und da wollten wir Sie doch auch bitten, daß Sie so gütig wären, und ein paar Minuten mitgiengen.

Vater. Damit verschont mich Kinder, ich will lieber einmal am Tage mit euch spatzieren gehen.

Linchen. Mütterchen sagte aber, Sie hätten noch gar keine Illumination hier gesehen,

Vater. Das ist wahr. Ich habe aber anderswo einmal eine gesehen, die mich gewiß hinlänglich dafür entschädiget.

Fritz. Wo war denn das?

Vater. Bey Halle, im Bißthum Salzburg, und zwar in einem Berge.

Linchen. O! der Vater scherzt, wie kann

man denn einen Berg illuminiren, da müßte er ja hohl seyn.

Vater. Das war er auch.

Fritz. Nun, so erzählen Sie uns doch etwas von dieser Illumination. Ich bin recht neugierig. Da hier Linchen setze dich, und unterbrich ja Väterchen nicht so oft, hörst du?

Linchen. Danke, danke für deine Bemühung. War es denn ein großer Berg, lieber Vater?

Vater. Ein gewaltig großer Berg, und ganz von Salz.

Linchen. Hörst du es nun Fritz, daß uns der Vater nur ein bischen aufziehen will?

Vater. Das will ich nicht. Aber kannst du mir nicht sagen Fritz, wie vielerley Küchensalz wir haben?

Fritz. Das kann ich leicht; Meersalz, Berg- oder Steinsalz und Brunnensalz.

Vater. Recht. Welches nennt man denn nun aber Meersalz?

Linchen. Das weis ich noch von neulich her. Das Meerwasser das die Küsten bespült, läßt immer etwas von seinen bey sich führenden Salztheilchen zurück, dies wird sorgfältig abgeschabt, theils kocht man auch welches aus den salzigen Meerwasser selbst.

Vater. Richtig. Nun Fritz, sagst du mir, wo kömmt denn das Brunnensalz her, oder woher hat es den Nahmen?

Fritz. J, weil es aus dem salzigen Wasser gewisser Salzbrunnen gekocht wird. Das salzige Wasser heißt die Soole.

Vater. Nun, wer weis mir denn aber etwas von Bergsalze zu sagen?

Fritz. Davon habe ich noch nichts gehört, dies findet man gewiß in Deutschland gar nicht?

Vater. Allerdings, und zwar ist ein solches Salzwerk bey Halle im Bißthum Salzburg.

Dies Salz wächst in Bergen, wird da als Stein loßgehauen, diese Steine werden dann im Wasser aufgelößt, und aus diesem Wasser wird das Salz gekocht.

Fritz. In diesem Berge war also auch die Illumination?

Vater. Ja. Die Salzsteine, oder vielmehr die Adern der Salzsteine spielen nehmlich in die röthliche, gelbliche, blauliche und violette Farbe.

Linchen. Röthliches Salz muß hübsch lassen, ich möchte wohl einmal welches sehen.

Vater. Das kannst du nicht sehen. Denn wenn die röthlichen Steine im Wasser aufgelößt sind, und dies Wasser gekocht wird, so erhält man bloß weißes Salz.

Linchen. Kann denn solches Salz auch bey der Zubereitung der Speisen gebraucht werden?

Vater. Allerdings. Der Bischoff von Salzburg, dem dies beträchtliche Salzwerk jetzt

ganz allein gehört, treibt einen ansehnlichen Handel damit.

Linchen. Das läßt doch aber auch nicht, daß ein Bischoff mit Salz handelt?

Fritz. O! was das immer für Einfälle sind. Der Bischoff selbst handelt nicht damit, dazu hat er seine Leute, nur das daraus gelößte Geld fließt in seine Kasse. Nicht wahr Väterchen?

Vater. Freylich. Jetzt aber zur Illumination. Vor mehreren Jahren war ein naher Vetter bey dem Salzwerke zu Halle angestellt. Diesen besuchte ich nun einstmals. Da zeigte er mir alle Anstalten bey dem Salzwerke, wie die Steine in den dürren Berge, eine Stunde von Halle, losgehauen, aufgelößt und die Soole in hölzernen Röhren bis nach Halle geleitet, wo sie in fünf entsetzlich großen Pfannen, wovon jede ihren eignen Nahmen hatte, gesotten wurde. Nachdem ich mich in einigen Tagen noch gar nicht satt hatte sehen können, sagte der Vetter, daß er mir noch etwas sehr artiges zu zeigen habe, welches aber nur des Abends geschehen könne. Es sey mit einem Worte eine Illumination,

die ganz einzig in ihrer Art wäre. Hierdurch wurde ich so neugierig gemacht, daß ich kaum den Abend erwarten konnte. Als derselbe endlich herankam, bat mein Vetter, daß ich mir auf einige Minuten möchte die Augen verbinden lassen. Es geschahe, und ich wurde eine ziemliche Strecke fort geführt, und ich wurde nach gerade des Spaßes überdrüßig, als plötzlich die Binde vom Gesichte fiel. Da stand ich wie versteinert. Rund um mich herum nichts als Glanz, Gold und Edelsteine.

Linchen. Durften Sie denn keine davon nehmen?

Vater. Gänschen, es waren ja bloß die Salzadern, die diesen Glanz verursachten. Kurz ich stand einige Augenblicke, ohne ein Wort zu sagen, ich glaubte in einem bezauberten Schlosse zu seyn.

Linchen. Giebt es denn wirklich noch solche bezauberte Schlösser?

Fritz. O! du lieber Himmel, wenn ich doch nur solche Fragen nicht mehr hören müßte!

Vater. Nun, nun, Fritz, vor einigen Jahren thatest du sie auch nicht viel anders. Sieh Linchen, es hat nie bezauberte Schlösser gegeben, außer nur in Märchen. Hier wird aber desto öfterer von Schlössern geredet, die mit Gold und Diamanten gepflastert wären, und deshalb sagt man oft im Scherz von einem kostbar erleuchteten Zimmer oder Saale, dessen Glanz einen recht lebhaften Eindruck auf uns macht, daß man wie bezaubert gewesen wäre.

Linchen. Wie konnten denn aber die bloßen Salzadern einen solchen ungewöhnlichen Glanz von sich geben?

Vater. Der Vetter hatte ganz heimlich einige Pfunde Lichte mitgenommen, sie angesteckt, und in verschiedene Winkel der unterirrdischen Gewölbe setzen lassen. Den Anblick werde ich in meinem Leben nicht vergessen, und doch kostete diese kostbare Illumination so wenig.

Fritz. Da ist es Ihnen fast gegangen, wie einmal einem Prinzen in London.

Vater. Nun, wie so?

Fritz. I, wissen Sie denn die Geschichte nicht mehr? Es reißte einmal ein Prinz nach der großen Stadt London. Diese Stadt wird nun alle Abende mit vielen tausend Laternen erleuchtet, und auch sogar alle Landstraßen. Dies war nun sogar nicht in der Residenz-Stadt des Prinzen gewesen. Diese wurde kaum durch ein halb Dutzend Laternen erleuchtet, und durch vier Mann Soldaten bewacht. Der Prinz langte gerade des Abends in der Stadt an, da dieselbe bereits erleuchtet war. Voller Erstaunen machte er am Eingange einer sehr langen Straße halt. Er konnte sich gar nicht genug sehen. Einmal über das andere rief er aus: O! das ist herrlich, das ist fürtrefflich, nur dauerte es mir, daß sich die guten Bürger meinetwegen in so große Kosten gesteckt haben. Seine Bedienten lächelten, und es gefiel ihm den ersten Abend ganz vortrefflich in London.

Linchen. Nun glaube ichs aber Väterchen, daß Sie gar keine Lust haben, unsre Illumination zu sehen.

Fritz. Ich auch. Aber sagen Sie mir nur lieber Vater, wo das viele Salz alle hinkömmt, das nur in Deutschland bereitet wird?

Vater. Der Verbrauch ist auch sehr groß, und dann so giebt es einige große Länder, wo das Salz ganz fehlt, und die also aus den übrigen müssen versorgt werden. Kennst du nicht einige solche salzarme Länder Fritz?

Fritz. Doch, Böhmen und Würtemberg werden wohl dazu gehören.

Vater. Kannst du mir aber auch wohl einige der bekanntesten Salzwerke in Deutschland nennen?

Fritz. Ich denke. Reichenhall in Bayern, Halle in Salzburg, die Reichsstadt Halle in Schwaben, Halle in Sachsen, worinnen die Halloren arbeiten, Nauheim und Allendorf im Hessischen, Artern in Sachsen, Schönebeck im Magdeburgischen, u. s. w.

Linchen. O! da weis ich doch noch zwey mehr. Das große Salzwerk in Lüneburg, welches der Sage nach eine Sau soll entdeckt haben, und das zu Frankenhausen, woraus wir das Unsrige erhalten.

Vater. Finden sich aber auch wohl einige Länder, wo sich die Einwohner ganz ohne Salz behelfen?

Fritz. Mir däucht, Sie hätten uns einmal Grönland und die kalte Insel mit ihrem Feuerspeienden Berge und ihrer sehr heißen Quelle, als solche genennet. Nur kann ich gar nicht begreifen, wie sich die Leute ganz ohne Salz behelfen können?

Vater. Diese Länder sind sehr kalt, und das Blut der Einwohner ist also bey weitem der Fäulniß nicht so sehr unterworfen, wie das Unsrige. Wir würden ohne dasselbe nicht gesund bleiben können. Daher ist auch bey uns das Salz eins der nothwendigsten Produkte. Doch da kömmt die Mutter, und wird euch abrufen wollen.

Der Hausen.

Vater. Worüber streitet ihr euch denn Kinder?

Linchen. I, der Fritz will immer alles besser wissen!

Fritz. Nicht wahr, lieber Vater, wenn man eine Sache gewiß weis, so kann man doch wohl seine Meynung sagen?

Vater. Es kömmt immer viel darauf an, wie man seine Meynung sagt. Wenn es in einem anmaßenden, auffahrenden Tone, oder auf eine für den andern beleidigende, kränkende Art geschiehet, so wäre es immer besser, seine Meynung nicht zu sagen.

Linchen. Sehn Sie, liebes Väterchen, man kann doch nicht alles in der Welt wissen,

wenn ich nun manchmal etwas nicht weis, oder es nicht recht beurtheile, so fährt mich Fritzchen gleich so heftig an, und spricht: ich verstünde nichts, merkte nichts, wäre nicht gescheut.

Vater. Fritz! was höre ich? Mit solchen Ausdrücken überzeugt man niemanden von seiner Meynung.

Fritz. Das will ich auch nicht, lieber Vater; wenn ich aber so etwas behaupte, so fragt Linchen fast jedesmal so höhnisch: Wer hat dir's denn gesagt? wie kömmst du denn zu der Weisheit? oder, das wäre? hochgelahrter Herr Bruder!

Vater. Das ist auch nicht hübsch, Linchen. Das höhnische, moquante Wesen mußt du dir ja abgewöhnen. Hönische Leute, besonders Mädchen hat man nirgends gerne; durch dergleichen höhnische Reden beleidiget man oft mehr, als selbst durch Schimpfen und Grobheiten.

Linchen. Ich meyne es doch aber nicht so böse, das weis doch Fritz wohl.

Vater. Wenn dies auch wäre, wie ich es denn gern glauben will, so ist es doch besser,

wenn du bey Zeiten diesen Fehler wieder fahren läßt. Du mußt nicht alles widerstreiten wollen, und es auch leiden können, daß andere Recht haben, und wenn du davon überzeugt bist, es auch gern gestehen. Worüber war denn eigentlich aber der Streit entstanden?

Linchen. Sie wissen doch, daß mir der Herr Pater Frank die Bilder hier schenkte. An denselbigen bemerkte ich nun, daß wenn man sie anhauche, sie sich ganz zusammen rollten. Ich wollte die Ursache hiervon gern wissen, und frug also den Fritz darum. Dieser sagte, es käme daher, weil sie von einer Art Leim verfertiget würden. Diesen Leim nenne man Hausenblase. Ich glaubte, Fritz irre sich, und sagte, Hausblase würde er meynen.

Fritz. Ja, und da ich dies nicht zugeben wollte oder konnte, so sagte Linchen ganz höhnisch: Alles wollen doch der Herr Bruder besser wissen.

Vater. Darüber war also der Streit? Ja Linchen, da hattest du freylich Unrecht, ob es gleich auch nicht recht ist, wenn Fritz zuweilen

bey andern Gelegenheiten so hartnäckig auf seinem Kopfe besteht. Die Bilder werden allerdings von Hausenblase gemacht.

Linchen. Ich habe aber doch oft gesehen, daß die Mutter mit einer Auflösung dieses Leims Band steif machte, und allemal nannte sie den Leim Hausblase. Auch habe ich denselben schon einigemal unter diesen Nahmen in der Apotheke hohlen müssen und auch wirklich erhalten.

Vater. Das ist wohl möglich, dennoch hat Fritz Recht. Denn der Leim wird wirklich von der Blase eines Fisches gemacht, welcher Hausen heißt.

Linchen. Von dem großen Donau Fische, der ehemals so häufig gefangen wurde, daß die Ufer-Bewohner einen großen Theil ihrer Abgaben damit an ihre Landesobrigkeit bezahlen konnten?

Vater. Derselbige. Er wird aber nicht bloß in der Donau, sondern auch in andern ungarischen Flüssen gefangen, vorzüglich häufig ist er noch in der Wolga, einem großen russischen Strome.

Fritz. Was haben denn aber diese Fische in den großen Flüssen zu suchen, da sie doch eigentlich im schwarzen Meere zu Hause sind?

Vater. Du weißt doch, daß es sowohl unter den Vögeln, als auch Säugethieren einige Arten giebt, welche große Reisen in andere Länder thun.

Fritz. Von den Vögeln kenne ich ihrer genug, aber von den Säugethieren ist mir doch keine Art bekannt?

Vater. Ich will dir nur einige Arten von Mäusen nennen. Z. B. den russischen und norwegischen Lemming, die Schwertel-Maus, die Wurzelmaus u. s. w. Unter den Fischen ist das Ziehen und Reisen nun noch weit häufiger, als bey allen übrigen Thieren, und eben dies ist auch die Gewohnheit des Hausen. Die Fische haben zu ihren Reisen oft wichtige Ursachen. Entweder sie wollen in den Flüssen laichen, oder ihre Nahrung darinnen suchen, oder sich gewisser kleiner Würmer entledigen, wovon sie oft wie übersäet sind, besonders am Kopfe, und die ihnen viel

Schmerz verursachen. Den Hausen scheinen alle drey Ursachen zu einer so weiten, oft 500 Meilen langen Reise anzutreiben.

Fritz. Warum laichen denn die Fische nicht lieber im Meere?

Vater. Vielleicht ist den jungen Fischgen das salzige Meerwasser nicht zuträglich, wie dies wirklich bey dem Lachse der Fall seyn soll. Vielleicht ist auch für die jungen mehr Nahrung in den Flüssen, vielleicht sollen sie aber auch erst eine gewisse Größe erreichen, damit sie den Nachstellungen ihrer vielen Feinde im Meere desto eher entgehen können.

Linchen. Ich würde ihnen doch rathen, lieber im Meere zu bleiben, denn ihre Reise läuft ja mehrentheils unglücklich für sie ab.

Vater. Freylich wohl. Obgleich aber dein Rath für die Fische von einigen Nutzen seyn könnte, so würde er doch für die Menschen desto schädlicher seyn. Denn wie viel tausend Menschen erhalten nicht durch den Fang derselben ihr Leben? Wie manches wohlschmeckende Gericht würden

wir entbehren? Besonders würde man dir in den katholischen Ländern einen solchen Rath nicht vergeben, weil man in denselben zu gewissen Zeiten kein ander Fleisch, als das von Fischen und solchen Thieren essen darf, die man fälschlich mit zu den Fischen rechnet.

Fritz. Ich möchte aber wohl wissen, wie man den Hausen fängt. Es ist doch unstreitig wohl der größte Flußfisch, der, wenn er völlig ausgewachsen ist, immer seine 6 bis 700 Pfund und oft wohl noch drüber wiegen mag.

Vater. Der Fang ist mit weniger Schwierigkeiten verbunden, als man glauben sollte. Der Fisch ist nehmlich sehr dumm, und kennet seine eigne Stärke nicht. In der Mitte des Märzes zuweilen auch noch weit früher, steigen die Hausen in die Flüsse, und von dieser Zeit an passen ihnen auch die Fischer auf. Die Netze, womit sie für's erste den Hausen in seinem Laufe nur aufzuhalten suchen, sind nicht stärker, als diejenigen, womit man Hechte und Karpfen fängt. Sobald sie aber merken, daß ein großer Hausen im Netze ist, suchen sie den eigentlichen Ort des

Auffenthalts, umzingeln denselben mit einem weit stärkerem Netze, welches aus Stricken und starkem Bindfaden gemacht ist. Nun sucht man dem Fische in einem kleinen Nachen ganz nahe zu kommen. Glückt dies, so kitzelt ihn einer von den Fischern vorn am Kopfe, während daß zwey andere von beyden Seiten starke eiserne Haken mit festen Seilen in seine Floßfedern hängen.

Linchen. Warum kitzeln ihn denn die Fischer?

Vater. Er wird von einer Art kleiner Würmer sehr geplagt. Diese Würmer kann man zwar mit bloßen Augen nicht sehen, allein sie müssen doch dem Fische viel Schmerz verursachen, weil er viel Vergnügen zu empfinden scheint, wenn er am Kopfe gekitzelt wird, und ganz still hält, und selbst über den Wohlbehagen nicht merkt, daß man ihn die eisernen Hacken einhängt. Auch scheinen diese Würmer die Reise des Hausens hauptsächlich zu veranlassen. Denn wenn im Herbste diese Würmer gestorben sind, oder sich verlohren haben, so kehrt derselbe mit der größten Schnelligkeit in's Meer zurück.

Fritz. Auf der Rückreise möchte es also den Fischern auch wohl etwas schwerer werden, denselben zu fangen?

Vater. Das läßt sich leicht denken. Haben die Fischer die Hacken eingehangen, so suchen sie ihn ganz gemächlig ans Ufer zu ziehen, während daß der eine immer fortfährt, ihn zu kitzeln.

Fritz. Das ist doch immer eine sehr gefährliche Arbeit, die sehr übel für einen solchen Fischer ablaufen könnte.

Vater. Und die auch wirklich schon oft sehr übel abgelaufen ist. Denn er setzt sich zuweilen zur Wehre, zerschmettert die Nachen, beschädiget die Fischer, und zerreißt ihre Netze. Größtentheils läßt er sich aber geduldig an's Ufer ziehen, wenn man es nicht selbst durch Unbehutsamkeit und zu große Eilfertigkeit versieht. Hat man ihn erst glücklich bis dahin, so umgiebt man ihn mit starken Seilen, zieht zuerst seinen Kopf an's Land, und schlägt denselben mit starken Keulen ein. Nun spannt man gleich einige Pferde an, und zieht ihn vollends auf's Trockne. Dies ist der gewöhnliche Fang in Syrmien, bey

sonders da, wo die Drau, Sau, Theis in die Donau fallen. *) Ob man in Rußland anders zu Werke geht, weis ich nicht.

Linchen. Der Hausen ist wohl ein recht nützlicher Fisch für die dasigen Einwohner?

Vater. Ja wohl, und er könnte noch nützlicher für sie werden, wenn sie nur das Einsalzen besser verstånden.

Fritz. Können Sie ihn denn nicht frisch essen?

Vater. Das können sie wohl, und thun es auch. Besser wäre es aber doch, wenn sie ihn durch's Einsalzen länger gut und wohlschmeckend erhalten, verschicken und Handel damit treiben könnten.

Fritz. Was ist denn nun wohl das Beste am ganzen Fische?

*) S. von Taube historische und geographische Beschreibung des Königsreichs Sklavonien und des Herzogthums Syrmien. Erstes Buch.

Vater. Ohnstreitig das Fleisch; allein man nutzt noch gar vieles von demselben, ja im Grunde ist alles brauchbar an ihm. Das Fleisch, der Rogen, die Blase, die Floßfedern, die Eingeweide und die Gräten.

Linchen. Was macht man denn aus dem Rogen?

Vater. Kaviar. Der Rogen oder die Eyerchen des Fisches werden mit einem hölzernen Messer abgekratzt und auf ein Bret gelegt. Dies stellt man etwas schräge an die Wand, damit die an den Eyerchen befindliche Feuchtigkeit abfließe. Hierauf wird er stark gesalzen, und in kleine Tönnchen geschlagen. Nach einigen Monaten bekömmt er eine pechschwarze Farbe, und nun wird er für gut gehalten.

Linchen. Wird er denn auch gegessen?

Vater. Das versteht sich, und er wird stark gesucht, deshalb verfälscht man ihn auch mit dem Rogen anderer Fische. Aus den Rogen des Störs, besonders aber des Sterlets, einer kleinen Art von Stör, wird auch ein sehr schmackhafter Kaviar

bereitet. Den Besten erhält man aus Rußland.

Linchen. Was mag man denn aber in aller Welt mit den Floßfedern und Eingeweiden anfangen, die können doch unmöglich auch gegessen werden?

Vater. Es wird ein sehr schöner Leim daraus gekocht, der freylich aber doch nicht von der Güte ist, wie derjenige, den man aus der Blase des Fisches zu bereiten weis. Dieser letztere führt auch eigentlich nur den Nahmen Hausenblase, ob man gleich unter denselbigen Nahmen ebenfalls die schlechtere Sorte verkauft, auch sogar solchen, den man aus den Floßfedern, Häuten und Eingeweiden anderer Fische gekocht hat.

Linchen. Wer macht denn nun aber die niedlichen Bilder daraus?

Vater. Diese werden größtentheils in den Klöstern gemacht, besonders gab man sich sonst in den Flandrischen Klöstern damit ab.

Fritz. Und ich habe gehört, daß sie in Augspurg verfertiget würden.

Vater. Es kann wohl seyn, daß man auch in dieser Stadt welche verfertiget.

Linchen. Ganz gewiß werden auch daselbst welche gemacht. Denn wo gäbe es wohl irgend eine Art von Spielsachen, die nicht auch in Augspurg und Nürnberg fabrizirt würde?

Vater. Du hast Recht, Linchen, in diesen beyden Städten sind seit einigen Jahrhunderten eine ganz unermeßliche Menge Spielsachen erdacht und verfertigt worden. Ja, sie waren oft gar nicht im Stande, alle Bestellungen zu übernehmen, die aus allen Erdgegenden gemacht wurden, und munterten daher mehrere Städte in Franken und Schwaben auf, sich auf die Verfertigung solcher Waaren zu legen. Dies geschahe. Und so giengen nach und nach eine große Menge Spielsachen unter dem Nahmen Nürnberger und Augspurger mit fort, und werden noch jetzt unter denselben verschickt, die ganz in andern Städten verfertigt werden.

Linchen. Wissen Sie uns denn aber nichts von der Verfertigung dieser Bilder zu sagen?

Fritz. Ich habe zwar noch niemals etwas davon gehört, allein ich stelle mir vor, daß man den Leim zerläßt, und ihn nachher in Formen preßt.

Vater. Du hast's errathen, Fritz. Der Leim wird erst ganz klein geschlagen, mit kalten, und dann mit warmen Wasser rein abgewaschen. Hierauf läßt man ihn über einem gelinden Feuer ohngefähr eine Stunde sieden, bis er so dick wird, daß er einen Tropfen auf den Nagel macht. Die Formen zu den Bildern werden mit Honig abgerieben, und mit Wachs eingefaßt. In diese so zubereiteten Formen gießt man den warmen Leim, und setzt sie nachher in die Sonne. Der Leim trocknet geschwind, und die Bilder springen alsdann von selbst aus ihrer Höhlung.

Linchen. Aber sehen Sie einmal, diese Bilder sind röthlich, gelblich, goldfarben, und die Hausenblase ist doch nur weiß?

Vater. Ich habe vergessen zu sagen, daß man unter den siedenden Leim allerhand Farben, auch Muschelgold und Silber, Alaun u. s. w. thut.

Linchen. Das hätte ich doch nimmermehr geglaubt, daß der arme Hausen seine Blase herge-ben müßte, damit wir Kinder nur eine Spielerey mehr bekämen!

Fritz. Das ist auch wohl das wenigste, wozu dieser kostbare, theure Leim genutzt wird, nicht wahr, Väterchen?

Vater. Du hast recht, er wird noch auf gar vielerley Art verbraucht, besonders giebt der-selbige einen vortreflichen Kütt ab.

Linchen. Kütt? Das Wort habe ich noch gar nicht gehört?

Vater. Es ist ein Bindungsmittel, zer-brochene Gefäße von Glaß, Porzellain, Fayange oder überhaupt steinartige Körper vermittelst desselben fest zusammen zu setzen oder zu verbin-den, zusammen zu leimen, so daß entweder diese Gefäße oder Körper gar keine Feuchtigkeit durch-lassen, oder doch zur Aufbewahrung trockner Sachen noch brauchbar sind. Es giebt nun eine ganz unzählige Menge von Kütts, unter an-

dern wird nun auch welcher von Hausenblase gemacht.

Fritz. Ich weis noch etwas, wozu die Hausenblase genutzt wird. Es wird sehr schöner Mundleim daraus verfertiget, die Russen sollen dies am besten verstehen, aber auch bey schwerer Strafe dies Fabrikat nicht aus dem Lande verkaufen dürfen.

Vater. Sieh, sieh, das habe ich doch wirklich noch nicht gewußt, ein Beweiß, daß man von Jedermann, auch sogar von Kindern etwas lernen kann.

Linchen. O! wenn ich doch Väterchen auch etwas neues lehren könnte! — Halt, da fällt mir etwas ein; aber wissen Sie es denn auch noch nicht?

Vater. Nun, laß doch hören.

Linchen. Wissen Sie denn nicht, daß sonst die Schönpflästerchen aus Hausenblase gemacht wurden?

Vater. Nein, darauf wäre ich jetzt nicht verfallen, und das vermuthlich darum, weil dieser Artickel nicht mehr gangbar ist, und vielleicht auch wohl niemand wieder auf den sonderbaren Gedanken kommen möchte, das Gesicht durch Pflaster verschönern zu wollen. Jene Pflästerchen däucht mir wurden aus schwarzen Taffet geschnitten, der auf folgende Art zubereitet wurde. Man spannte nemlich ein Stück in einen Ramen, überstrich dasselbe mit Hausenblase, die in Weingeist aufgelöset, und worunter etwas peruvianischer Balsam gemischt war. Wenn das Ueberstreichen mehrmals geschehen, und der aufgestrichene Leim abgetrocknet war, so war auch das englische Pflaster, (wie man diesen so zubereiteten Taffet nannte) fertig. Sollte also jene ekele Mode wieder aufkommen, und du willst sie ja mitmachen, so kannst du dir doch diesen Artickel selbst bereiten.

Linchen. Sorgen Sie nicht Väterchen, wenn auch diese Mode unglücklicher Weise wieder hervor gesucht werden sollte, so werde ich doch niemals meine Zeit mit der Verfertigung dieser Pflästerchen verderben, um mein Gesicht durch dieselben zu verschönern.

Vater. Da wirst du sehr vernünftig handeln. Nun weist du mir nicht noch etwas neues zu lehren? — Nichts weiter? — So will ich euch noch etwas sagen. Man braucht die Hausenblase auch den Koffee und Wein damit abzuklären. Die Köche verfertigen ebenfalls verschiedene Gelees daraus. Man benutzt sie auch zur Steifung der seidenen Zeuge, des Bandes, des Flors u. s. w. und giebt diesen Putzsachen den gehörigen Glanz damit, und endlich so bedient man sich ihrer zu Abdrücken von Münzen. Weil nun dieser Leim so brauchbar ist, so hat man gesucht, auch aus den Blasen anderer Fische einen ähnlichen Leim zu bereiten. Z. B. aus der Blase des Kabeljau's, welches besonders auf der Insel Island und in Venedig geschehen soll. Ob dieser Leim aber so gut und brauchbar ist, wie jener, oder wozu derselbe hauptsächlich von den Venetianern bereitet wird, weis ich nicht.

Das Trillerhaus.*)

Vater. Du hast ja rothe Augen, Linchen, hat es etwa einmal einen Verweiß in der Schule gesetzt?

*) Da meine jungen Leser vielleicht noch nie Gelegenheit gehabt haben, ein solches Trillerhaus zu sehen, so will ich ihnen mit wenig Worten eine Beschreibung davon geben. Es ist ein rundes gegittertes Häuschen, ohngefähr so groß wie ein gewöhnliches Schilderhaus nur noch zweymal so weit. Die größte Aehnlichkeit hat es mit einem dräthernen Vogelbauer. Es ist mit einer Thür versehen, die während den Trillern fest verschlossen wird, damit der zu Bestrafende nicht herausfalle. Es läuft oben und unten in einem Zapfen und kann sehr leicht mobil gemacht werden, welches gewöhnlich durch einen Flurschützen geschiehet.

Linchen. O! mein Väterchen! aber es gieng mir so nahe, daß der arme Junge getrillert wurde.

Vater. Was hatte denn der arme Junge verbrochen, daß man ihn auf diese Art bestrafte?

Linchen. I, Sie wissen doch die jungen Obstbäumchen, die man um die ganze Stadt herum angepflanzt hat? Von diesen hat er einen umgebrochen, man hat ihn dabey ertappt, und deswegen ist er getrillert worden. O! Sie hätten nur sehen sollen, wie er weinte! Ach! und wie schwindlich er wurde und von einer Seite zur andern fiel, ein Stein hätte sich erbarmen mögen. Und doch standen eine Menge schadenfroher Buben dabey, und wollten sich ganz ausschütten vor Lachen, ja, sie warfen mit Koth nach ihm. Es ist doch auch nicht recht, daß man einen Menschen, wegen eines umgebrochenen Obstbäumchens so entsetzlich straft und quält.

Vater. Ich glaube ganz gern, daß die an dem jungen Bösewichte vollstreckte Strafe dein mitleidiges, theilnehmendes Herz empört hat. Dennoch bin ich mit deinem gefällten Urtheil nicht so

ganz zufrieden, es scheint mir etwas zu voreilig, zu unüberlegt gefällt zu seyn. Siehe, Linchen, wer über etwas urtheilen will, der muß wissen, was recht oder unrecht sey, und dies ist wohl bey dir noch nicht der Fall.

Linchen. Wenn eher hätte ich denn ein Urtheil gefällt?

Vater. Eben jetzt, da du sagtest, es wäre nicht recht, daß man einen Menschen wegen eines beschädigten Obstbaums so entsetzlich strafe. Urtheilen heißt, sagen oder behaupten, daß sich eine Sache so, oder so verhalte, daß sie recht, oder unrecht gut oder böse, nützlich oder schädlich sey u. s. w.

Linchen. Nun sagen Sie mir doch Väterchen, warum hätte ich denn nicht richtig geurtheilt.

Vater. Wir wollen einmal sehen. Warum hat denn wohl unsre Obrigkeit die Obstbäumchen anpflanzen lassen? doch nicht etwa deswegen, daß sie muthwillige, boshafte Leute wieder umbrechen sollen?

Linchen. Deswegen wohl nicht, aber —

Vater. Wie manches Vergnügen haben unsre sämmtliche Einwohner schon genossen, wenn sie diese niedlichen Bäumchen blühen, und Früchte tragen sahen. Wie oft haben wir uns nicht selbst über sie gefreuet, wenn wir spatzieren giengen, wie oft haben wir die gute Obrigkeit gesegnet, die jene schöne Anpflanzung mit großen Kosten zum Nutzen und Vergnügen unsrer aller gemacht hat? Haben wir uns nicht oft geärgert, wenn wir sahen, daß hier und da ein solches Bäumchen eingeknickt oder beschädigt war?

Linchen. Ja, Väterchen, es sind dies freylich böse Menschen, die so etwas thun, — nur glaubte ich daß die Strafe etwas zu hart wäre. Wenn nun der arme Junge krank würde!

Vater. Höre einmal, Linchen, Kinder müssen überhaupt gar nicht über obrigkeitliche Verordnungen und ihre Strafen urtheilen. Es ist dies ganz unschicklich. Wo können Kinder, vielleicht auch die meisten unwissenden Menschen, beurtheilen, was die Obrigkeit für Gründe hat, so und nicht anders zu handeln, so und nicht anders zu strafen.

Linchen. Es dauert einen aber nur so sehr, wenn man einen Unglücklichen leiden sieht.

Vater. Die Strafe, die auf die Beschädigung der Obstbäume erfolgt, ist doch aber nicht unbekannt. Sie stehet ja mit großen Buchstaben an dem Trillerhause selbst angeschrieben. Auch sind ja zwischen und bey den Obstbäumen selbst Pfäle mit schwarzen Tafeln errichtet, worauf ein jeder hinlänglich gewarnt wird. Mit der Unwissenheit kann sich also niemand entschuldigen. Wer nun dennoch eine solche Anpflanzung beschädiget, wer nun vorsätzlich den ihm bekannten obrigkeitlichen Befehl übertritt, wer boßhaft genug ist, das zu verderben, woran alle andere Menschen ihre Freuden haben, verdient der nicht bestraft, nicht hart bestraft zu werden?

Linchen. Ja wohl, Väterchen, ich glaubte nur, daß das Trillern eine zu harte Strafe wäre.

Vater. Man weis ja aber ein für allemal, daß diese Strafe auf die Beschädigung der Obstbäume erfolgen wird. Warum nimmt man sich da nicht mehr dafür in Acht? Sie muß doch

also gewissen Menschen nicht so schrecklich vorkommen. Wäre eine noch gelindere Strafe darauf gesetzt, so würde man vielleicht von noch mehr Beschädigungen hören. Denn man sagt es überhaupt unsrer deutschen Jugend zur Schande nach, daß sie einen großen Hang habe, junge Anpflanzungen zu beschädigen. So lange nun diese rohe Jugend nicht durch bessern Unterricht dahin gebracht ist, sich eines solchen boshaften Frevels zu enthalten, so muß sie die Obrigkeit wenigstens durch angedrohete und auch zuweilen durch wirklich vollzogene Strafen davon abzuhalten suchen.

Linchen. Hätte denn aber nicht eine andere Strafe können darauf gesetzt werden?

Vater. Das sind wir nicht berechtigt zu untersuchen.

Linchen. Das ist doch gewiß nicht recht, daß man einen solchen Unglücklichen noch verspottet, und ihn mit Koth bewirft?

Vater. Dies ist freylich nicht recht, auch werden es nur rohe ungesittete Buben thun.

Jeder Unglückliche, selbst der Mörder verdient gewissermaßen unser Mitleiden, nicht den Menschen, sondern seine schlechten Thaten müssen wir nur verabscheuen. Wir müssen es bedauern, daß es Menschen giebt, die so tief fallen konnten, daß sie sich solche harte Strafen der Obrigkeit zuzogen. Die Obrigkeit hat keinen Gefallen daran, und würde sie lieber nicht vollziehen lassen. Sie giebt deshalb Befehle, macht Verordnungen bekannt, warnt und drohet, wer nun doch nicht hören will, der muß fühlen.

Linchen. Giebt es denn anderswo auch noch Trillerhäuser?

Vater. Vermuthlich. Doch führen sie nicht immer diesen Nahmen. So habe ich noch neulich gehört, daß man sie in einer gewissen Stadt mit dem etwas unschicklichen Nahmen Narrenhäuser benennt. Vielleicht aber werden anderswo auch nicht bloß Baumverderber, Feld und Gartendiebe in dieselben gesteckt. Bey uns könnte die, noch aus dem Alterthume herrührende Strafe sehr leicht abgeschaft, und zwar ohne die Obrigkeit abgeschaft werden.

Linchen. Wie so denn?

Vater. Wenn alle Einwohner hinführo keinen Baum mehr beschädigten, und sich keiner mehr an dem Eigenthume seines Nächsten in Feldern und Gärten vergriffe, so würde das liebe Trillerhaus bald verlassen stehen, und in wenig Jahren durch die Witterung vernichtet werden, und die Obrigkeit würde sich gewiß freuen, wenn sie kein neues wieder aufzubauen brauchte. Auf eben diese Art könnten es überhaupt die Menschen dahin bringen, daß Galgen und Rad aus der Welt verbannt würden. So lange es freylich noch Menschen giebt, die mit ihren Thaten Galgen und Rad verdienen, so lange müssen sie auch stehen bleiben, müssen zum Schrecken und Warnung der Uebelthäter stehen bleiben. Es giebt zwar Menschen, welche glauben, daß man niemanden mit dem Tode bestrafen müsse, so lange einer noch auf irgend eine Art der menschlichen Gesellschaft nützlich werden könnte, und sie mögen vielleicht nicht ganz Unrecht haben. Wenn aber die Obrigkeit einmal, nach reifer Ueberlegung für gut findet, einen Menschen durch den Tod aus der menschlichen Gesellschaft zu entfernen, so ist es sehr tadelnswürdig, wenn sich unberufene

Menschen finden, die Galgen und Rad mit Blumen begränzen, Gedichte und Lieder an den Galgen anheften.

Linchen. Das wird doch auch niemand thun, den Galgen mit Blümen begränzen?

Vater. Und doch ist dies leider einigemal in einer sehr ansehnlichen Stadt noch neulich geschehen.*) Es sey nun aus einer zu weit getriebenen Empfindeley, aus übel angebrachtem Mitleid, oder wohl gar, um die Obrigkeit damit zu ärgern, geschehen, so wird es immer den Thätern zur Schande gereichen.

Linchen. Ich danke Ihnen tausendmal für die schöne Belehrung, ich verspreche Ihnen ein andermal behutsamer mit meinem Urtheile zu seyn. Jetzt muß ich in die Nähstunde eilen. Adieu, Adieu.

*) Siehe Beckers National-Zeitung.

Die abgeschaffte Wärmflasche.

Fritz. Ach! lieber Vater — ach! ich muß Ihnen nur gestehen —

Vater. Nun, was ist denn? heraus damit, hast du einen Fehler begangen, so ist das aufrichtigste Geständniß desselben der erste Schritt zur Besserung.

Fritz. Ach! ich bin ungehorsam gewesen —

Vater. Das kann ich kaum glauben, mein Fritz sollte ungehorsam gewesen seyn?

Fritz. Ach leider! Sie hatten mir und meiner Schwester doch verboten, wir sollten keine Wärmflasche mit in's Bette nehmen —

Vater. Ja, ja, das hatte ich. Ich wünschte nehmlich, du solltest dich nicht zu weichlich gewöhnen. Du schienst ja auch selbst noch zu Anfange des Winters, als ob du der Weichlichkeit nicht sehr gewogen wärest; denn du protestirtest damals gegen die Pelzmütze und Pelzhandschuhe, die ich dir wollte machen lassen. Auch hattest du immer große Lust nach Schnepfenthal, was würde man aber da für große Augen machen, wenn du dir eine Wärmflasche wolltest in's Bette tragen lassen, da es den lieben Jungens dort gar nicht einmal einfällt in Federbetten zu schlafen.

Fritz. Es wäre mir ja auch niemals eingefallen, eine Wärmflasche zu nehmen, aber die Tante sagte, ich wollte gewiß erfrieren, und setzte sie alle Abende wider meinen Willen hinein. Ich wollte es Ihnen immer sagen, da drohete aber Tantchen, sie wollte mich gar nicht mehr lieb haben, und —

Vater. Ich konnte es doch gleich denken, daß die Tante mit im Spiele seyn würde; sie glaubt, weil sie immer erfrieren will, daß alle andre Leute eben so frostig wären.

Fritz. Gestern Abend hatte sie nun auch die Wärmflasche in's Bette gesetzt, und mochte dieselbe wohl ganz kochend aus der Ofenröhre genommen haben, denn sie war glühend heiß. Ich wußte dies aber nicht, lege mich nieder, komme mit dem Fuße daran und verbrenne mich ganz entsetzlich. (er fängt an zu weinen)

Vater. Schön, schön! da hast du doch die Früchte der Weichlichkeit auf der Stelle eingeärntet.

Fritz. Es thut mir aber gar sehr wehe —

Vater. Das glaube ich wohl, ich kann es aber doch nicht ändern, du mußt es der Tante klagen.

Fritz. Ach! Väterchen, es thut gar zu wehe, und Heinrich sagte, ich könnte wohl gar um den Fuß kommen, da es grade am Schenkel wäre, wo ich mich verbrannt hätte.

Vater. Heinrich hat vielleicht bloß gescherzt, indessen zeige doch einmal den Fuß her. (nachdem er ihn besehen hat) Hm, hm, das sieht doch schlimm

aus. Warum hast du nicht gleich geklagt, da du dich verbrannt hattest, oder wenigstens doch heute frühe, ehe du die Füße in die engen Stiefeln zwängtest.

Fritz. Ich fürchtete mich, ich glaubte, ich bekäme einen Verweiß.

Vater. Ein neuer Fehler. Hast du vergessen, daß ich dir noch vor wenigen Tagen gesagt habe, Kinder müßten es jedesmal, ohne Aufschub ihren Aeltern sagen, wenn sie sich wo mit Schaden gethan hätten, und wenn sie von denselben oder von dem Arzte gefragt würden, so müßten sie nichts verschweigen.

Fritz. Daran dachte ich wohl, aber ich schämte mich —

Vater. Das ist eine ganz falsche Scham, die manchen Kindern schon ihre gesunden Glieder, wohl gar ihr Leben gekostet hat. Du hättest dich lieber schämen sollen die Wärmflasche hinter meinen Rücken und wider meinen Befehl mit in's Bette zu nehmen. Allein der Schade ist einmal

geschehen, ich hoffe du sollst dadurch klüger werden. Jetzt will ich dir nur gleich etwas auf den Fuß legen.

Fritz. Es thut doch aber nicht wehe?

Vater. Das mußt du erwarten. (legt geriebene Kartoffeln auf den Fuß, und verbindet ihn) In einigen Tagen darfst du keine Stiefeln anziehen und mußt überhaupt den Fuß schonen, nicht damit springen, keine Schlittschuh laufen. —

Fritz. Das wird mir so wohl vergehen. (weint von neuem)

Vater. Du stellst dich ja ordentlich an, als ob du auf die Folter gespannt wärest. Wer wollte bey einem kleinen Schmerze gleich so ein erbärmliches Gesicht machen. Hast du das Verschen schon vergessen?

Bey einem kleinen Schmerz mußt du nicht kindisch zagen
Lern an den kleinen jetzt den größern einst ertragen.

Diesen Abend bekommen wir Besuch und vermuthlich stellen sich auch Eisliebs und Kalten-

borns Kinder mit ein, da nimm dich ja zusammen und thue dir nichts aus, sie würden dich sonst nur wegen der Wärmflaschengeschichte dichtig auslachen.

Fritz. Ja, wenn ich nur den Schmerz verbergen könnte!

Vater. Fritz, Fritz, du würdest gewiß den Preiß niemals unter den jungen Spartanern erhalten haben.

Fritz. Wofür bekamen denn diese einen Preiß?

Vater. Hast du noch nicht gehört, daß die Knaben eines gewissen Alters jährlich einmal sich in einen gewissen Tempel begeben mußten? Weist du nicht, was hier vorgieng?

Fritz. Nein, lieber Vater. Sie wurden doch nicht etwa gebrannt?

Vater. So etwas ähnliches war's. Sie wurden ganz nackend ausgezogen und in Gegenwart ihrer Aeltern bis auf's Blut gepeitscht. Derjenige Knabe nun, der die Geißelung aus=

hielt, ohne zu weinen, ohne selbst das Gesicht zu verziehen, der bekam den Preiß.

Fritz. Gaben es denn aber die Aeltern zu, daß die Kinder gepeitscht wurden?

Vater. Diese munterten selbst die Kinder auf, standhaft zu seyn, weil es für sie selbst die größte Ehre war, wenn ihre Kinder eine solche öffentliche Probe ihrer Standhaftigkeit und Gleichgültigkeit gegen Schmerz abgelegt hatten.

Fritz. Solche Aeltern aber hatten doch gewiß ihre Kinder nicht lieb?

Vater. Allerdings hatten sie dieselben lieb. Eben dadurch glaubten sie ihren Kindern den größten Beweis ihrer Liebe zu geben, wenn sie dieselben frühzeitig abhärteten, sie gegen jeden Schmerz gleichgültig machten. Diese überaus strenge Art der Erziehung ist nun zwar von keinem Volke nachgeahmt worden, und verdient es auch nicht, da andere Völker nicht lauter rohe und fühlose Soldaten aus ihren Kindern bilden wollen. Ob mir nun gleich, sage ich, die allzu große Härte und übertriebene Strenge bey ihrer Erziehung nie gefallen, sondern mein ganz Gefühl

empört hat, so möchte ich doch um alles in der Welt willen auch keinen Weichling aus dir erziehen. Von den Weichlingen hat die Welt wenig Nutzen, sie leben oft sich selbst und andern zur Last. Sie können oft dann nicht thätig seyn, wenn es am nöthigsten wäre, weil sie gleich fürchten einen Husten oder Schnupfen zu hohlen. Sie können fast nie das leisten, was sie leisten würden, wenn sie sich von Jugend an abgehärtet hätten.

Fritz. Lieber Vater, ich will nun gewiß auch recht hart seyn.

Vater. Das kann man nicht gleich seyn, durch lange fortgesetzte Uebung kann man es nur werden.

Fritz. Wenn eher muß man denn mit solchen Uebungen anfangen?

Vater. So früh als möglich. Je älter man wird, je schwerer wird es einen auch.

Fritz. Wenn man sich nun recht hart gewöhnt hat, so fühlt man es wohl auch gar nicht mehr, wenn man sich verbrennt?

Vater. Das ist eine ganz sonderbare Frage. Du scheinst zu glauben, daß sich abhärten eben so viel heiße, als sich fühllos machen. Wenn die Abhärtung aber Fühllosigkeit bewirkte, so wäre sie ja nichts Gutes. Wer wollte sich denn mit Fleiß um einen seiner Sinne bringen.

Fritz. Was heißt denn also sich abhärten?

Vater. Wovon kömmt wohl das Wort her?

Fritz. Vermuthlich von hart.

Vater. Welche Körper nennt man aber harte.

Fritz. I, die so recht feste, recht dichte sind. Drum sagten sie einmal wäre der Diamant so hart, weil die Theile, woraus er bestünde, so fest so dicht an einander säßen.

Vater. Den Körper abhärten, wäre also so viel, als ihn fest, ihm dauerhaft zu machen. Dies geschiehet nun, wenn wir denselben, (versteht sich in gesunden Tagen) jeder Witterung aussetzen,

und wiederhohlt ansehen. Wenn wir oft tragen, ziehen, heben, (aber niemals über Kräfte *) alle warme Getränke, das warme Wasser zum Waschen, die Federbetten, besonders die erwärmten Federbetten meiden, uns oft in Kälte und Regen aufhalten, im Winter uns oft Gesicht und Hände mit Schnee reiben. Lieber Schlittschuh laufen, und Schlitten fahren, als hinterm Ofen sitzen, gern oft und anhaltend gehen u. s. w. Durch alles dieses und mehrere andere Uebungen werden die Glieder fest, der Körper dauerhaft und fähiger Schmerz, Hitze, Kälte, Strapatzen, Hunger und Durst zu ertragen. So war jener Knabe

N 4

*) Man giebt oft kleinen Mädchen Tragekörbchen zum spielen, und läßt ihnen auch wohl zuweilen diese und jene Kleinigkeit darinnen in dem Hause hin und her tragen; diese Spielerey kann nun für diese Mädchen sehr gefährlich werden, wenn die Last etwas zu schwer ist. Der Raum erlaubt es nicht, daß ich hier die schädlichen Folgen weitläuftig aufzähle, die dieses Tragen für die Mädchen hat, aber ich halte mich doch für verpflichtet, Aeltern aufmerksam gemacht zu haben.

gewiß abgehärtet, der ohne seinen Schmerz im geringsten zu äusern, sich von einer glühenden Kohle die Hand verbrennen ließ, aber fühllos war er dennoch nicht.

Fritz. Warum ließ sich denn der Knabe mit der Kohle die Hand verbrennen.

Vater. Ein großer König wollte den Göttern (du weist doch, daß die alten Völker größtentheils eine ganze Menge derselben anbeteten?) ein feyerliches Opfer bringen. Bey solchen Opfern waren nun mehrere Knaben, welche Handleistungen dabey thun mußten. Gewöhnlich waren es Söhne der Priester. Einem dieser Knaben, der mit der rechten Hand etwas fest halten mußte, fiel aus der Rauchpfanne eine glühende Kohle darauf. Der Knabe, der nicht gern fahren lassen wollte, ertrug also mit unglaublicher Standhaftigkeit den Schmerz, den ihm die glühende Kohle machte. Der König wurde endlich durch den Geruch hierauf aufmerksam gemacht, bewunderte und belohnte seine Standhaftigkeit, und prophezeihete, daß er gewiß ein unerschrockener, standhafter Mann werden würde.

Fritz. Er nahm ihn doch aber erst die Kohle von der Hand?

Vater. Vermuthlich wohl. Aber ich glaube gewiß, daß sich dieser Knabe bey reifern Jahren gewiß dieselbe ganz würde haben abhauen, oder abbrennen lassen, wenn es das Beste seines Vaterlandes etwa erfordert hätte.

Fritz. O! warum nicht gar die Hand abbrennen!

Vater. Nun, Fritz, glaubst du nicht, daß es Menschen gegeben hat, und gewiß noch giebt, die zum Besten ihres Vaterlandes, ihrer Freunde, ja wohl ganz fremder Menschen ihre Hände, ja ihr Leben aufgeopfert haben? Die Geschichte enthält eine Menge Beyspiele hiervon. Fällt dir hier aus der römischen Geschichte nicht der junge Mucius ein?

Fritz. Von dem habe ich noch gar nichts gehört, in Hübners biblischen Historien steht nichts davon.

Vater. Das glaube ich wohl. So höre denn. Rom, die Vaterstadt des jüngen Mucius, war lange von einem benachbarten Könige, mit

Nahmen Porsenna, belagert worden. Die Stadt wurde immer enger eingeschlossen, und sie gerieth in die äußerste Noth, da alle Lebensmittel in derselben aufgezehrt waren. Man war gar bald genöthiget, seine Zuflucht zu Nahrungsmitteln zu nehmen, die sonst den größten Ekel erwecken. Aber auch hiermit konnte man sich nicht lange hinhalten, und es blieb kein ander Mittel übrig, als die Stadt zu übergeben. Dies hielten aber alle Freyheits liebenden Römer für die größte Demüthigung, für das größte Unglück. Deshalb beschloß eine große Menge der Einwohner, sich lieber selbst vor der Uebergabe um's Leben zu bringen, als in die Hände ihres Feindes zu fallen, der sie doch gewiß würde hingerichtet haben, da der vertriebene König der Römer, Tarquinius sich in seinem Lager befand, ja es selbst war, der den Porsenna zum Kriege gegen seine ehemaligen Unterthanen verleitet hatte. In dieser großen Noth versprach ein junger Römer ganz allein die Stadt von der Belagerung zu befreyen, und dies war eben der Mucius. Dieser nahm sich nehmlich vor, den König Porsenna selbst zu erstechen, indem er hoffte, daß alsdann die bestürzte Armee die Stadt wohl verlassen würde. Er kleidete sich also wie ein feindlicher Soldat an, und drang in

diesem Aufzuge unerkannt bis zum Zelte des Königs. Hier sahe er einen prächtig gekleideten Mann, den er sogleich mit seinem Dolch erstieß, weil er ihn für den König hielt. Er wurde sogleich ergriffen, und man deutete ihm an, daß er sich zur Erduldung der quaalvollsten Hinrichtung zubereiten sollte. Er lachte aber über diese Drohung und gestund, daß er bey seinem Unternehmen gleich darauf gerechnet habe, sein Leben zu verliehren. Die Art der Hinrichtung überließ er ihnen gern, nur sollten sie nicht glauben, daß sie dadurch für die Zukunft das Leben des Königes in größere Sicherheit setzten. Es gehe ihm sehr nahe, daß er so unglücklich gewesen sey, die Person des Königes zu verfehlen, was ihm aber nicht gelungen sey, würde doch endlich einen von den dreyhundert Kammeraden gelingen, mit denen er sich verschworen habe. Damit ihr aber nicht denkt, fuhr er fort, daß sich meine Kammeraden durch die Quaalen abschrecken lassen, die ihr mir ohnstreitig anthun werdet, so will ich euch gleich einen kleinen Beweis geben, wie wenig wir dergleichen Martern achten. Hierauf hielt er seine Hand in das Opferfeuer, das in der Nähe brannte. Ohne eine Miene zu verziehen, ließ er sie von dem Feuer verzehren. Der König, der bey diesem

schaudervollen Schauspiele gegenwärtig war, erstaunte über den Muth und die Standhaftigkeit dieses jungen römischen Helden. Er ließ denselben nicht hinrichten, schickte ihn mit Lob überhäuft nach der Stadt zurück. Ja, die Erzählung desselben, und die unerschrockene Duldung des unbeschreiblichsten Schmerzes hatte so einen tiefen Eindruck auf den König gemacht, daß er nicht nur an demselbigen Tage die Belagerung aufhob, sondern auch den ganz verhungerten Römern alle seine im Lager befindlichen Nahrungsmittel großmüthig überließ.

Fritz. Die Geschichte war recht schön, lieber Vater, so was höre ich gar zu gerne.

Vater. Du wirst solcher angenehmen Erzählungen hinführo noch genug hören und lesen, und ich rathe dir, die Geschichte in deinem künftigen Leben ja recht fleißig zu studieren, sie gewährt dir die herrlichste Belehrung, und zugleich die angenehmste Unterhaltung.

Fritz. Solcher muthigen und standhaften Jünglinge wie Mucius findet man wohl jetzt nicht mehr?

Vater. Du glaubst vielleicht, weil die Menschen jetzt viel weichlicher wären? Allein es giebt noch immer Nationen, die noch nicht in Weichlichkeit versunken sind, und wieder andere, welche sich aus derselben wieder heraus zu arbeiten suchen.

Fritz. Eine ganze Nation sollte sich wieder aus der Weichlichkeit heraus-arbeiten können?

Vater. Warum nicht? Was einem Menschen möglich ist, warum sollte das nicht auch einer Million möglich seyn, wenn sie sonst dieselben Mittel anwendet. Die französische Nation hat uns wenigstens gezeigt, daß es möglich sey, und sie hat auch eine Menge von Beyspielen geliefert, woraus wir sehen, daß die Menschen noch eben so tapfer, so standhaf, so unerschrocken seyn können, wie die ehemaligen Römer und Griechen.

Fritz. O! erzählen Sie mir doch so eine Geschichte.

Vater. Ein ganz junger Franzose war in Paris mit andern gegen einen Haufen rebellischer

Bürger commandirt. Er stieß mit seinen Kammeraden und einer geladenen Kanone auf einen Haufen dieser Aufrührer, und zwar in einer sehr engen Straße. Seine Kammeraden wollten gleich auf die Aufrührer die Kanone abbrennen, er aber widersetzte sich, um nicht das Blut seiner Mitbürger zu vergießen, und war der Meynung, man müsse suchen den Haufen durch Zureden zur Rückkehr zu zwingen. Seine Kammeraden waren der entgegengesetzten Meynung, und wollten schießen. Da er sahe, daß er sie durchaus nicht von ihrer Meynung abbringen konnte, so stellte er sich vor die Mündung der Kanone, um sie am Schießen zu hindern. Man versuchte es, ihn weg zu ziehen, er umklammert die Kanone, man brennt loß, und der edle Jüngling schwamm zerschmettert in seinem Blute.

Fritz. Das waren aber böse Leute, die das thun konnten! Wissen Sie denn nicht noch etwas zu erzählen?

Vater. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die Geschichten erzählen wollte, wo junge Leute, die kaum die Kinderschuhe abgelegt hatten, mit einer Unerschrockenheit dem Tode

entgegen giengen, als wenn sie längst mit ihm bekannt wären. Vielleicht ereignet sich künftig einmal wieder eine Gelegenheit, wo ich dir mehrere Beyspiele solcher großmüthigen Aufopferungen erzählen kann. Jetzt habe ich noch etwas zu schreiben. Wie kömmts denn aber, du scheinst ja deinen Fuß und die Schmerzen desselben ganz vergessen zu haben?

Fritz. Ich weis selbst gar nicht, ich habe gar keine Schmerzen mehr daran gefühlt. Jetzt fängt es wieder an, ein wenig wehe zu thun.

Vater. Das will ich dir sagen, woher das kömmt; du bist durch das lebhafte Gespräch und meine Erzählungen gehindert worden, deine Gedanken auf dem verbrannten Fuß zu richten, und hast also auch den Schmerz nicht gefühlt, der sicher während dem Reden eben so stark war, als jetzt, da ich dich von neuem an den Fuß erinnerte. Solltest du also in's künftige irgend einmal wieder Schmerzen haben, so siehe nur, ob du nicht deine Gedanken auf irgend eine angenehme Sache lenken kannst, vielleicht ist dies ein Lieblingsspiel, ein schönes interessantes Buch, ein Spatziergang u. s. w. zu bewirken im Stande. Mir hat wenigstens dieser Rath oft gute Dienste geleistet.

Fritz. Ich werde mir dieses schöne Mittelchen in mein Tagebuch eintragen. Aber das weis ich gewiß, daß ich niemals wieder meine Füße an der Wärmflasche verbrennen werde. Denn von heute an will ich derselben den Abschied geben, und wenn auch zehnmal Tantchen auf einen Tag böse würde. Was hätte ich denn davon, wenn ich für das bischen Wärme, das sie mir gäbe, immer in Sorgen leben müßte, mich zu verbrennen, oder welches noch schlimmer wäre, weichlich zu werden.

Die unterbliebene Brockenreise.

(Fritz, Konrad und Linchen umringen den Vater.)

Linchen. Nicht wahr Väterchen, morgen geht's fort?

Vater. Wohin denn?

Fritz und Konrad. (zugleich) O! Sie wissen es ja wohin, auf den Brocken! auf den Brocken! Juchhey, das soll eine Lust werden, wenn nur der alte Großpapa *) nicht grämlich ist.

Linchen. O! ich glaube nicht, daß er uns die Freude verderben wird.

O

*) Der Brocken.

Vater. Kinder, Kinder, ihr seyd eurer Sache schon so gewiß? —

Konrad, Fritz. Ja, ja, Sie haben es uns versprochen, nun muß Väterchen auch Wort halten, sonst, sonst —

Linchen. Ja, ja, wie lange haben Sie uns schon auf morgen vertröstet?

Vater. Unter welcher Bedingung habe ich euch aber nur versprochen, die Brockenreise vorzunehmen?

Linchen. Wenn wir gehen könnten.

Vater. Nun, habt ihr dies gelernt?

Linchen. O! ich kann wohl gehen, ich wollte einen ganzen Tag gehen! —

Fritz. Ich und Konrad haben uns schon seit vierzehn Tagen alle Tage exercirt.

Vater. Wie habt ihr dies gemacht?

Fritz. Sie wissen doch Väterchen, daß wir sonst gar nicht weit gehen konnten, seit dem aber Herr Solani bey uns gewesen ist, sind wir alle Tage spatzieren gewesen. Jeden Tag giengen wir etwas weiter, jetzt können wir schon zwey Stunden gehen, ohne ein einzigesmal auszuruhen. Wenn wir uns so fort üben, so wollen wir's gewiß so weit bringen, wie Herr Solani; wenn er auf's Jahr aus Petersburg zurückkömmt, soll er sich über uns wundern.

Vater. Nun das wäre mir sehr lieb, da könnte ich in der Folge manche kleine Tour mit euch machen, da könntet ihr manches Vergnügen mehr genießen. Ihr kennet meine außerordentliche Vorliebe für das Reisen zu Fuße, ihr wisset, wie gern ich jedes Vergnügen mit euch theile, wie ich mich freue, wenn ich euch belehren, besonders in der freyen, schönen Natur belehren kann. Wie war dies aber möglich, da ihr gleich nach jedem Spatziergange von einer halben Stunde ermüdet und nicht weiter zu bringen waret.

Konrad. Da sollten sie uns jetzt einmal sehen, durch die Welt wollte ich laufen, Väterchen!

Fritz. Wir wollen zu den Brocken hinauf klettern, wie die Gemsen, und eben so wenig ermüden, als sie.

Vater. Nun, nun, wir werden sehen, — loben will ich euch, wenn sich's bestätiget. Der Mensch, der seine eignen Füße nicht brauchen kann, ist nur ein halber Mensch. Warum gab sie uns der Schöpfer, doch gewiß nicht, um auf den Schlafstuhle damit sitzen zu bleiben? Ihr habt immer gelacht, wenn ich euch erzählt habe, daß die Chineserinnen sich ganz zum Gehen untüchtig machten, indem sie mit Gewalt ihre Füße klein zu erhalten suchten. Wir sind hier fast nicht klüger, indem wir unsre Füße schwach zu erhalten suchen. Und dies geschiehet wirklich, wenn wir sie nicht brauchen, wenn wir nicht damit gehen.

Linchen. Da werden also die Meinigen gewiß nicht schwach bleiben; denn ich will oft gehen, hinführo keine zu engen Schuhe tragen, und die hohen Absätze sind ja so schon längst abgeschaft.

Conrad. Es klopft Jemand, lieber Vater.

Fritz. Es ist der Bediente des Herrn Kammerraths.

(Der Vater verläßt auf einige Zeit das Zimmer.)

Konrad. Du Fritz, weist du was, ich hänge meine Jagdtasche über, manchmal giebts doch so etwas auf der Reise, man findet etwas, daß man doch gleich irgend wohin damit weis.

Linchen. Da kann ich ja meinen Strickbeutel auch mitnehmen, der kann mir eben die Dienste thun.

Konrad. Es geht nur nicht viel hinein.

Vater. (der eben zurückkömmt) Kinder! warum wollt ihr denn aber eben morgen verreisen?

Fritz. Weil wir morgen eben Ferien haben.

Vater. Wenn eher muß man also nur Vergnügen genießen?

Linchen. Wenn man nichts nützlicheres und nothwendigeres darüber versäumt.

Vater. Schön, ist denn dies aber nur etwa bey Kindern der Fall?

Fritz. Ich glaube, bey Erwachsenen noch mehr; denn die haben weit nützlichere und nothwendigere Geschäfte zu verrichten, als die Kinder.

Vater. Ist es aber nicht ärgerlich, wenn man sich lange auf ein Vergnügen gefreut hat, und es kömmt nun etwas dazwischen, das uns hindert das Vergnügen zu genießen?

Linchen. Ja wohl, ist das ärgerlich.

Vater. Da muß man nun wohl seinen Aerger an denen Leuten auslassen, die um einen herum sind?

Linchen. Ey warum nicht gar!

Vater. Eure Antworten haben mir ganz gut gefallen, wir wollen nun gleich sehen, ob es euch ein Ernst damit war, oder nicht. Kinder, ich muß euch nur sagen, wir können morgen nicht reisen.

Linchen. (ganz betroffen) Warum denn nicht?

Vater. Weil ich morgen ein nöthiges Geschäft verrichten muß.

Fritz. Ließe sich denn dasselbe nicht aufschieben?

Vater. Nicht gut.

Linchen. Könnte es denn nicht Jemand anders verrichten?

Vater. Auch nicht, es ist mir aufgetragen.

Konrad. Da hilft uns unser Gehenlernen auch nichts.

Vater. Ich bedaure es. Du wirst doch aber nicht das Gehen bloß auf die einzige Reise gelernt haben.

Konrad. I nein, aber —

Vater. Du scheinst böse auf mich zu seyn, Konrad, vermuthlich deswegen, weil du nicht nachdenkst. Weist du noch, was du neulich sag-

test, da der kleine Peter die Schule versäumte, und sich unter der Schule auf den Schlitten gefahren hatte? Sagtest du nicht, es wäre recht gewesen, daß er einen Verweiß deshalb erhalten hätte? Würde ich nun nicht eben so einen Verweiß verdienen, wenn ich auf den Brocken reiste, und meine wichtigeren Geschäfte deshalb an Nagel hienge? Merkt euch das, ein für allemal, Kinder, man kann alle unschuldige Freuden genießen, und ein Thor ist der, der sie nicht genießt, wenn er kann, nur muß man sie zur rechten Zeit genießen.

Das vergnügte Holzmädchen.

(Der Vater und Linchen auf einem Spatziergange.)

Linchen. O! sehen Sie nur lieber Vater, das kleine Mädchen mit dem schweren Bündel Holz!

Vater. Ja, da denke nur Linchen, das muß schon sein bischen Brod selbst verdienen, es wird gewiß nicht viel älter seyn als du.

Linchen. Erlauben Sie mir doch, ich will es einmal fragen?

Vater. Immerhin, frage es, wenn es etwas näher kömmt.

Linchen. (ruft einem kleinen Holzmädchen zu) Es wird dir wohl recht sauer, liebes kleines Mädchen.

Holzmädchen. Ja, heute wird mir's ein bischen sauer. Die Mutter hat heute aber auch das Bündel größer gemacht, als sonst.

Linchen. Warum hat sie denn das gethan?

Holzmädchen. Weil es heute das letztemal ist, daß ich dies Jahr Holz in die Stadt trage.

Linchen. Wie viel kriegst du wohl für so ein Bündel?

Holzmädchen. Gewöhnlich achtzehn Pfennige und ein Stückchen Brod, heute aber hoffe ich zwey Groschen zu kriegen.

Linchen. Wer kauft dir denn dasselbe ab?

Holzmädchen. O! da habe ich schon meine gewissen Kunden, ich brauche nicht einen Augenblick herum zu laufen. Das Holz ist ja so jetzt rar, drum gehts immer frisch weg. Zum Koffeekochen und Feueranmachen ist es auch recht herrlich, denn es ist so trocken, und brennt wie ein Licht, und Koffee wird ja jetzt den ganzen Tag.

in der Stadt gemacht. Dies erzählt immer unsre Liese, die bey den Peruckenmacher Dünnerwasser dient.

Linchen. Was machst du nun aber, wenn du kein Holz mehr zu Markte trägst?

Holzmädchen. Müßig gehe ich deswegen doch nicht, denn die Mutter spricht: Müßiggang wäre aller Laster Anfang. Sieht sie, nun geht wieder die Schule an, ist die Schule aus, so lerne ich was ich vorgekriegt habe, und hernach spinne ich mit der Mutter. O! da ist es eine Lust, da kommen noch so viele andere Spinnegäste, da erzählen wir Märchen oder was wir dem Sommer über im Walde gemacht, und was wir verkauft, und wo wir's hin verkauft, und —

Linchen. Wie alt bist du denn?

Holzmädchen. Auf unsre Kirmse werd ich neun Jahr.

Linchen. (zum Vater) Also ein ganzes Jahr jünger als ich. Was lernst du denn aber in der Schule?

Holzmädchen. J, gar viele. Den Catechismus, die Gebote kann ich schon, auch ein paar Episteln, auch was aus dem Gesangbuche. Die Psalmen aber läßt der neue Kantor gar nicht mehr lernen.

Linchen. Warum denn nicht?

Holzmädchen. Je, da fragt Sie mich zu viel, sie werden ja wohl nicht mehr Mode seyn. Dafür hat er uns aber dies Frühjahr ein Waldliedchen gelernt, und auch die Weise dazu.

Linchen. Wie geht denn das?

Holzmädchen. Je, wenn Sie's hören will, so komme Sie doch auf's Frühjahr einmal in's Holz.

Linchen. Ich möchte es aber gar zu gern jetzt hören, willst du wohl nicht so gut seyn, und es mir jetzt sagen?

Holzmädchen. Nun, weil Sie gar zu freundlich aussieht, so will ich's nur einmal thun. Sie kauft mir ja wohl auch einmal Mayenblümchen ab?

Linchen. Herzlich gern, wenn's nur erst wieder welche giebt. Du kannst alsdann alle Tage in unser Haus kommen, die Mutter hat sie gern, und auch ich liebe sie sehr.

Holzmädchen. Nun, das ist gut, ich will's gewiß nicht vergessen. Der Herr dort hilft mir ja wohl, daß ich das Bündel erst ein bischen loß werde. Da kann ich doch auch bey der Gelegenheit ein paar Minuten ausruhen. Er sieht doch gar nicht hochmüthig aus.

Vater. Sehr gern will ich dir behülflich seyn, daß du deine Last einen Augenblick loß wirst, wenn du sonst nichts versäumst.

Holzmädchen. O nein, Herr, es ist ja noch früh, und die Mutter sagte selbst, ich sollte mir nur Zeit nehmen, das Bündel wäre etwas schwer.

Linchen. Nun wie geht denn dein Liedchen, ich bin recht neugierig?

Holzmädchen. So höre Sie einmal zu. Freylich klingt's besser, wenn's unserer mehrere

zu gleicher Zeit singen. Da setzen wir uns gewöhnlich in's Gras unter eine rechte große schattigte Eiche.

Linchen. Nun, ich will mich einmal in Gedanken hindenken unter jene schattigte Eiche. Fange nur an.

Holzmädchen. (singt)

Hinaus, hinaus in Wald
Ruft nun die Mutter bald;
Nur noch ein kleines Weilchen,
So blüht das liebe Veilchen,
Im Grase unbemerkt und schön.

Früh hüpfen wir in Wald
Wenn dieser Ruf erschallt,
Und biegen gern den Rücken,
Um Veilchen abzupflücken,
Sie bringen ja das erste Geld.

Dann kömmt der schöne May
Nach unsern Wunsch herbey:
Und Mayenblümchen suchen
Wir unter jenen Buchen,
Wo sie in großer Menge stehn.

Uns labt in freyer Luft
Zuerst ihr süßer Duft;
Dann pflegen wir zu laufen,
Um frisch sie zu verkaufen,
An liebe Mädchen in der Stadt.

Bald hören wir in Ruh
Den kleinen Sängern zu;
Bald tönen unsre Lieder,
Im lautern Echo wieder,
Zu unsers guten Schöpfers Preiß.

Und welche, welche Pracht!
Wenn uns der Sommer lacht;
Er winket uns vom neuen
Des Waldes uns zu freuen,
Und giebt uns Beerchen aller Art.

Was bringen die nicht ein,
Giebt sonst Gott nur Gedeihn?
Schuh', Strümpfe, Schürz und Mieder
Die bringen wir oft wieder,
Für das gelößte Geld nach Haus.

Im Herbste sammlen wir
Auch Haselnüsse hier;

Und geht's damit zu Ende,
So suchen wir behende
Noch Holz und abgefallen Laub.

Drum sey der grüne Wald
Mein liebster Aufenthalt;
Der Jugend frohe Tage
Verleb ich ohne Plage
Vergnügt und ohne Sorgen hier.

Wird aber mir der Wald
Im Winter weiß und kalt,
Juchhey, so gehts zur Schule
Und fleißig an die Spule,
Zu unsrer guten Aeltern Freud.

Linchen. Das Liedchen gefällt mir, und ich sehe daraus, daß du und deine Gespielinnen den größten Theil des Jahres im Walde zubringet.

Holzmädchen. Ja wohl. Wenn der Wald nicht wäre, wovon wollten wir denn leben? Ach! sieht Sie Jüngferchen, in unserm Dorfe sind gar arme Leute, denn weis Sie denn nicht mehr, daß wir noch vor drey Jahren abgebrannt sind?

Linchen. Es wird dir aber wohl manchmal ziemlich sauer?

Holzmädchen. Ach nein! sieht Sie, was man gerne thut, das wird einem nicht sauer.

Linchen. Es ist doch aber immer ein weiter Weg nach der Stadt?

Holzmädchen. Ja, der kömmt ihr nur so weit vor. Sie sieht mir so aus, als wenn Sie in ihrem Leben noch keine Stunde weit gegangen wäre, aber für unser einem ist das ein Spaß.

Linchen. Aber so barfuß, friert dich denn nicht?

Holzmädchen. Je, wo denkt Sie denn hin, wer wird denn jetzt schon frieren? Strümpfe habe ich wohl, auch rechte neumodige mit grünen Zwickeln, aber die muß ich schonen, und ich ziehe sie nur des Sonntags in die Kirche an. Ja wenn ich Sie alle Tage anziehen wollte, wie lange sollte denn da die Freude währen. Denkt Sie denn, daß sie kein Geld kosten? Baare zehn

Groschen kosten sie. Je, wenn's immer Erdbeere zu verkaufen gäbe!

Linchen. Die bringen also wohl das meiste Geld?

Holzmädchen. Das will ich meynen, und was das beste dabey ist, ich brauche sie fast gar nicht in die Stadt zu tragen, die kauft mir fast alle die gnädige Frau ab. Bey die kommen immer so viele vornehme Jungfern aus der Stadt, mit so weißen durchsichtigen Kleidern, wie Sie da eins an hat, und da macht die gnädige Frau allemal so eine Erdbeer Suppen; denn Sie sagt, die äßen die weißen Jungfern gar gerne.

Linchen. Warum kauft denn aber die gnädige Frau dir nur immer die Erdbeeren ab?

Holzmädchen. Je, ihr kann ich's wohl sagen, Sie muß es aber ja nicht wieder sagen. Die Mutter läßt mich nicht eher in's Holz gehen, bis ich mich recht rein gewaschen habe, und wenn ich wieder nach Hause komme, muß ich mich wieder waschen. Auch habe ich die Beere immer in ganz reine neue Körbchen gepflückt, die der

Vater im Winter dazu vorräthig gemacht hat. Sieht Sie, das gefällt nun der gnädigen Frau.

Linchen. Das glaube ich wohl, dies gefällt meiner Mutter auch immer, und sie sagt oft, daß ihr die Erdbeere noch einmal so gut schmeckten, wenn sie dieselben von einem reinlichen Mädchen gekauft hätte.

Vater. Jetzt, Linchen, laß uns gehen, wir wollen das kleine Mädchen nicht länger aufhalten. Da hier Kind, hast du eine Kleinigkeit, thue dir etwas in der Stadt dafür zu Gute. Und du Linchen, mußt dich noch besonders bey demselben bedanken, daß es so gefällig war, dir sein Liedchen vorzusingen, und so bereitwillig und freundlich zu antworten.

Linchen. Da, liebes Mädchen, hast du einen Kuß, und sey viel vielmal bedankt.

Holzmädchen. (zum Vater) Habe er tausend Gottes Lohn. (zu Linchen) Aber Sie hat mir ja noch nicht gesagt, wo Sie wohnt, und ich möchte ihr doch gar zu gern auf's Frühjahr ein Sträußchen bringen.

Linchen. Frage nur, wo Linchen Hartmanns in der Rittergasse wohnt, so wird man dich schon zu rechte weisen.

Holzmädchen. O! die Rittergasse weis ich. Nun, ich komme gewiß. Gott behüte Sie.

(geht fort)

Linchen. (zum Vater) Ein allerliebstes Mädchen!

Vater. Was gefiel dir denn vorzüglich an demselben.

Linchen. J, daß es so gefällig war.

Vater. Siehst du, Linchen, durch Gefälligkeit können sich Kinder bey allen Menschen beliebt machen. Was trieb dasselbe wohl an, so gefällig zu seyn?

Linchen. Das weis ich doch wirklich nicht.

Vater. So will ich dir's sagen. Dadurch, daß du es so freundlich anredetest. Ich habe dir schon mehrmals gesagt, einem freundlichen Ge-

sichte; besonders einem freundlichen Gesichte eines kleinen Mädchen, kann man nicht gut etwas abschlagen. Dies hast du also heute abermals aus Erfahrung gelernt. Mir hat aber noch etwas anders an dem kleinen Mädchen gefallen, rathe einmal, was wohl?

Linchen. Daß es so gesund aussahe, etwa?

Vater. Nein, daß es so unverdrossen und so zufrieden bey seiner wirklich sauern Arbeit war. Drum wünschte ich wohl, daß das gute Mädchen in seinem ganzen Leben so zufrieden bliebe, wie es heute zu seyn schien. Zufriedenheit, Linchen, ist ein Schatz der den meisten Menschen fehlt, und der doch fast allein nur im Stande ist, arme Menschen für den Mangel aller übrigen Reichthümer zu entschädigen, und der seine Besitzer immer glücklich macht. Nur muß das gute Mädchen nie in die Stadt ziehen, es wäre Schade drum.

Linchen. Warum denn Schade drum? Es wäre ja gut, wenn nur viele solche gute Mädchen in die Stadt zögen. Mütterchen sagt immer,

daß es an guten Mägden in der Stadt gar sehr fehle.

Linchen. Das ist wohl möglich. In der Stadt haben aber die Menschen zu viele eingebildete Bedürfnisse, auch selbst die Mägde. Eine will es immer der andern gleich, oder gar zuvor thun. Da reicht aber der gewöhnliche Lohn nicht zu, da werden sie unzufrieden und suchen auf allerley unerlaubte Art zu Gelde zu kommen, und nun gute Nacht Zufriedenheit und Glückseligkeit.

Linchen. Das ist gut, daß sie mir das gesagt haben. Wann in's künftige das kleine Mädchen zu mir kommt, so will ich ihr dies vorstellen, wenn es Lust bezeigen sollte, in's künftige in die Stadt zu ziehen.

Verlagsbücher
der
von Kleefeldschen Buchhandlung
in Leipzig
bis zur Jubilate-Messe 1797.

Adelung, J. C. Beiträge zur bürgerlichen Geschichte, zur Geschichte der Cultur, zur Naturgeschichte, Naturlehre und dem Feldbaue, a. d. Schriften d. k. k. Akademie der Wissenschaften zu Brüssel, m. K. gr. 8. 1 Rthlr.

Bailly, Briefe über den Ursprung der Wissenschaften, und der asiatischen Völker, an Hrn. v. Voltaire. 8. 12 gl.

Bauer, K. G. philosophische Versuche über Gegenstände der Moral, insbesondere der Pädagogik. 8. 1 Rthlr.

Beauchene, Abhandlung über den Einfluß der Leidenschaften in die Nervenkrankheiten der Frauenzimmer, und über die Art diese Krankheiten zu behandeln. 8. 9 Gr.

Beelzebubs Reisen und Thaten, seit der Eroberung von Mexiko bis auf den Taogowitscher Bund oder den Umsturz der neuen pohlnischen Constitution. 1r Theil 16 Gr. 2r Theil. 12 Gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Blackwells Untersuchung über Homers Leben und Schriften a. d. Engl. von J. H. Voß. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Gottfried von der Bloom, ein Beytrag zu der Geschichte des neuen Reformationsgeistes in unsern Tagen. 8. 21 Gr.

Buch der Liebe. 8. 1 Rthlr.

Carminatis, Bassiano, Innbegriff der allgemeinen Gesundheitslehre und praktischen Arzneykunde. 1r Band die Diätetik. 1 Rthlr. 12 Gr. 2r Band die Arzneymittellehre 15 Gr. 8. 2 Rthlr. 3 Gr.

Cromaziano, Agatopisto, kritische Geschichte der Revolutionen in der Philosophie in den drey lezten Jahrhunderten, a. d. Ital. mit Anmerkungen und einem Anhange über die Kantische Revolution in der Philosophie von K. H. Heydenreich 2 Thle. gr. 8. 1 Rthlr. 18. Gr.

Fischer, G. E. Homilien, ein Erbauungsbuch für Christen. 8. 12 Gr.

Allgemeinste Grundsätze der dramatischen Dichtkunst nach Lessing, Engel und Eschenburg. 8. 6 Gr.

Prinz Hassan der Hochherzige, bestraft durch Rache und glücklich durch Liebe. Eine morgenländische Urkunde. 8. 12 Gr.

Jacob, Ludw. Heinr. Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes von einer Gesellschaft gelehrter Männer. 2r Jahrgang 796. 3 Rthlr. 3r Jahrgang 797. 3 Rthlr. 4. 6 Rthlr.

Kleopatra, Königinn von Aegypten, dramatisch bearbeitet von Albrecht. 3 Theile, jeder 1 Rthlr. 8. 3 Rthlr.

die Mönche von San Martino auf der Keuschheitsprobe, mit 1 Tittelkupfer 8. 1 Rthlr.

Moser, H. C. Deutschlands ökonomische Flora. Ein Taschenbuch für Landwirthe und Freunde der Gärtnerey, m. K. 8. 16 Gr.

der Podagrist, Originallustspiel in 2 Akten von Bösenberg. 8. 6 Gr.

Scheidemantel, F. C. G. Beyträge zur Arzneykunde, erste Abtheilung 1 Rthlr., 2te Abtheilung m. K. 1 Rthlr. 4 Gr. 8. 2 Rthlr. 4 Gr.

Schubart von Kleefeld, J. C. Landwirthschaftslehre zum gemeinnützigen Gebrauch für Landwirthe. Nach einem Manuscript aus seinem Nachlaß. 8. 8 Gr. geb. 9 Gr.

Siede, J. C. das kleine nützliche Buch für die Jahre des Mannbarwerdens, in Beziehung auf Temperament, Geist, Herz, Wachsthum, Gesundheit und Schönheit. Ein Lesebuch für Aeltern und junge Leute beyderley Geschlechts. 8. 12 Gr.

Spieß, K. H. der alte Ueberall und Nirgends 2 Theile, neue Auflage. gr. 8. 2 Rthr.

Streifereien im Gebiete der Dramaturgie, veranlasst durch die Vorstellungen der Franz Secondaischen Gesellschaft; auch unter dem Titel: Didascalien. 8. 18 Gr.

Tai und Scherik, oder der Festtag des bösen Gottes. Ein kleines morgenländisches Schauspiel in 2 Akten von D. Davidson. 8. 6 Gr.

Winklers, G. L. über das Rechtsmittel der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen die eheliche Gütergemeinschaft. Ein Beytrag zum deutschen Rechte. 8. 5 Gr.

In Commission:

Jacob, L. H. Annalen der Philosophie und des philosoph. Geistes. 1r Jahrg. 795. 4. 6 Rthlr.

Kritik der Humanität. 8. 20 Gr.

Natur- und Menschenleben in Bildern für die Jugend. m. K. 4. 20 Gr.

Neue Verlagsbücher
der
von Kleefeldschen Buchhandlung
in Leipzig.
Jubilate = Messe 1798.

Ehrenberg, Franz, nützliche und angenehme Zeitverkürzungen für Kinder, durch praktische Darstellungen erleichtert. 8. 1 Rthlr.

Dessen kurze Anweisung die Pfänderspiele für gesellschaftliche Zirkel leichter und geschmackvoller einzurichten. Ein Anhang zu dem Vorstehenden. 8. 4 Gr.

Fragmente aus Amors geheimen Archiv. 8. 14 Gr.

über den guten Geschmack bey ländlichen Kunst- und Garten-Anlagen und bey Verbesserung wirklicher Landschaften; durch Beyspiele erläutert. Aus dem Engl. gr. 8. 21 Gr.

Goeß, G. F. D. Blicke in das Gebiet der Geschichte und Philosophie. 1s Bdchen. 8. 10 Gr.

kleiner Hausbedarf für Frauenzimmer um glücklich zu werden. 8. 14 Gr.

Kabalen des Schicksals mit 1 Titelkupfer. 8. 16 Gr.

Kausch's medizinische und chirurgische Erfahrungen in Briefen an Girtanner, Hufeland, Loder, Quarin, Richter u. s. f. nebst den eingegangenen Antworten. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

die bestrafte Korbflechterin. Ein Schwank aus England, worinn viel von Körben und Liebe vorkömmt, mit 1 Titelk. 8. 1 Rthlr.

Miscellaneen und Urkunden zur Sächsischen Geschichte. gr. 8. 12 Gr.

Wieland, E. K. Historische Launen. 1r Bd. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

mein Zeitvertreib zu Verdun und auf dem Marsche nach Frankreich. Von einem Preußischen Offizier an einen seiner Freunde in Berlin. 8. 16 Gr.

In Commission:

Peßler, B. G. Beschreibung und Abbildung einer neuen Dreschmaschine. 8. Braunschw. 6 Rthlr.

Dessen kurze Beschreibung und Abbildung eines neu erfundenen Buttersasses. Neue Auflage. 8. Ebendaselbst. 12 Gr.

von Steindel, H. A. Versuch und Beschreibung einer neu angelegten Ziegelbrennerey und eines bessern holzsparenden Pyramiden-Ziegelofens. Mit Zeichnungen. 8. 16. Gr.

In der Michaelmesse 1797 erschien:

Die Himmelsburg, oder neuer Schlüssel zur Unsterblichkeit, auch unter dem Titel:

Unterhaltung eines Kosmopoliten mit einem einsamen Bergbewohner über Transorganisation und Unsterblichkeit. 8. 1 Rthlr.

In Commission:

Froebe, L. G. Sammlung XII leichter Tänze für das Clavier oder Piano-Forte. 10 Gr.

Anzeige.

Allen Eltern und Kinderfreunden wird folgendes Buch, das in unterzeichneter Buchhandlung unter dem Titel: "Nützliche und angenehme Zeitverkürzungen für Kinder, durch praktische Darstellungen erleichtert von Franz Ehrenberg. 8. 1 Rthlr." erschienen ist, eine eben so längst gewünschte als angenehme Erscheinung seyn. Der durch die Herausgabe des Leipziger Frauenzimmeralmanachs bekannte Verfasser mischt sich in die Zirkel der Kinder, und lehrt sie die Kunst, sich in ihren Erhohlungsstunden mit mancherley Spielen unterhalten zu können. Er nimmt allein auf die Fähigkeiten der Kinder Rücksicht, ein Vorzug, den dieser erste Versuch vor den meisten dieser Art voraus hat. Nehmen die Kinder dieses Buch in die Hand, lesen sie es aufmerksam, so sind sie gewiß auch bey wenigern Fähigkeiten im Stande, diese Spiele dem Verfasser nachspielen zu können, und indem sie spielen, werden sie nebenbei so manches Nützliche lernen, oder sich in ihren Kenntnissen mehr und mehr befestigen. Auch wendet er zugleich alle Mittel an, die Kinder zu einem guten Ton in dem gesellschaftlichen Umgang anzuhalten. Leipzig, im Jan. 1799.

von Kleefeldsche Buchhandlung.

